

Oberösterreichisches
Landesmuseum

I

91503/38



1

1

1



Reisen

und

Abenteuer

38



Der Verfasser in Marschausrüstung.

Andreas Reischek

Sterbende Welt



Leipzig / F. A. Brockhaus / 1927

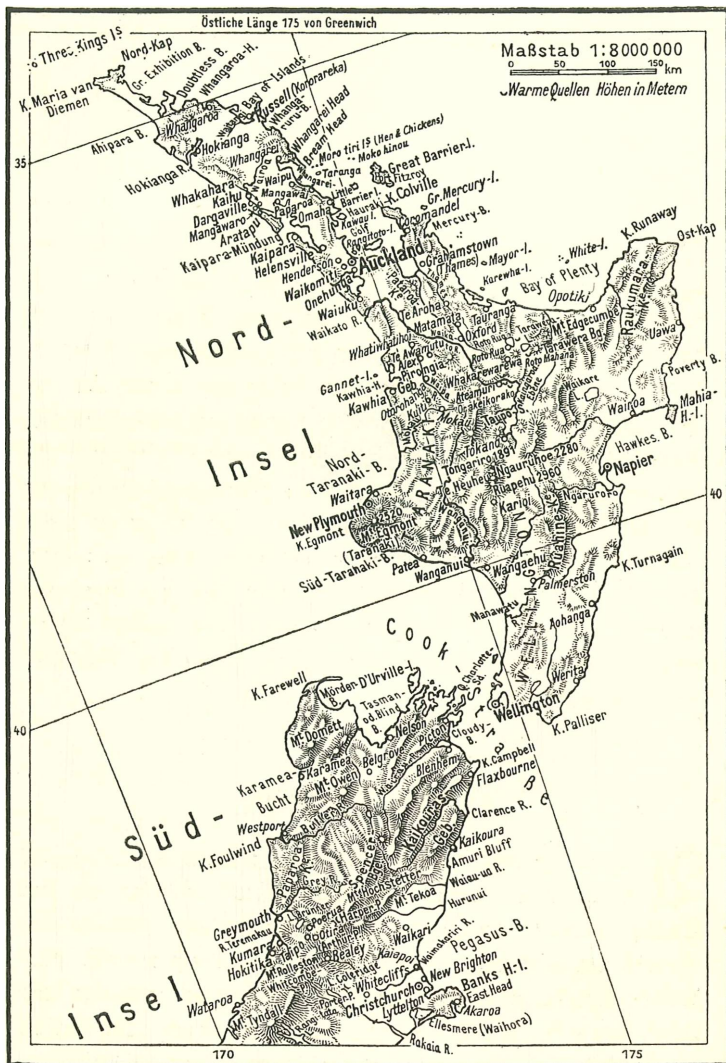
Dieses Büchlein ist ein vom Sohn des Forschers bearbeiteter Auszug aus dem Werk Andreas Reischek, „Sterbende Welt. Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland“, 2. Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, d a r g e b r a c h t z u m 3. A p r i l 1927, dem 25. Todestag Andreas Reischeks.

1 0 503

O. Ö. Landesmuseum
Linz a. D.
Naturhistorische Abteilung.

Inhalt

	Seite
1. Der Verfasser	5
2. Das Forschungsgebiet	7
3. Die ersten Seiten des Tagebuchs	12
4. Meine erste Expedition .	23
5. Neue Bergfahrten auf der Südinsel	33
6. Streifzüge auf der Nordinsel	39
7. Die Suche nach dem Wundervogel	50
8. Im Lande der Kanntbalen	57
9. Aus dem Leben der Maori	73
10. Das Königsland öffnet sich mir	83
11. Neuseeländische Sonderlinge	105
12. Ein Naturschutzgebiet	108
13. Wieder in den neuseeländischen Alpen	121
14. Robinsonleben	132
15. Trennung von meinem besten Freund	137
16. Vorstoß zu den Vogelbergen	141
17. Auf bebendem Boden	146
18. Abschied von Neuseeland	156
Nachschrift des Herausgebers	157



Kartographische Anstalt von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Neuseeland, Nordinsel

(vgl. auch die Karte Südinsel am Schluß des Bandes).

In diesem Büchlein liegt das Leben eines aufrechten Mannes beschlossen, dessen Wesen so wundervoll einfach und selbstverständlich gewesen ist wie das Stückchen Natur, das jeden von uns täglich umgibt und das wir deshalb nicht beachten. Und so beachtete dieses Leben auch keiner von denen, die mit ihm lebten, und es geschah mit ihm, wie es mit dem Stückchen Natur, das jeden von uns umgibt, zuweilen geschieht. Es mußten Fremde kommen, um uns die Wunder zu weisen, die wir für Alltägliches hielten. Für ihn selbst ist es zu spät: Fünfundzwanzig Jahre sind über sein Grab hinweggerauscht. An diesem stillen Hügel verweilen aber nun die Gedanken und der Dank von Hunderttausenden einer jungen Generation, von Hunderttausenden Fremden, denen der Tote kein Fremder mehr ist.

1. Der Verfasser.

Andreas Reischek wurde am 15. September 1845 als Sohn eines armen Finanzaufsehers in Linz an der Donau geboren. Der frühe Tod seiner Mutter verschlug den Knaben ins weltabgeschiedene Mühviertel Oberösterreichs, nach Käfermarkt. Schon dem Kinde war ein tiefes Interesse und Verständnis für die Geheimnisse der Natur eigen. Die Armut seines Vaters zwang ihn wohl zum Verzicht auf systematisches Schulstudium — er mußte das Bäckerhandwerk erlernen —,

aber der Geist und der leidenschaftliche Wille des Erkenntnis-
durstigen bahnte sich bald seinen eigenen, freien Lebensweg.
Jede freie Stunde, jeder ersparte Kreuzer gehörte der Wissen-
schaft. Aus der Beobachtung der Tiere in der Natur und
aus Büchern erwarb er sich bald ein gründliches Wissen. Und
als ihn der Krieg gegen Italien im Jahre 1866 in Be-
rührung mit Menschen brachte, die seine Fähigkeiten erkannten
und ihn förderten, war er sich seines Lebensweges gewiß.
Nach einer Italienreise ließ er sich in Wien als Präparator
nieder, und hier erfüllte sich bald die Sehnsucht seiner Jugend.
Es war eine wunderbare Verkettung von glücklichen Zufällen.
Der Geologe Ferdinand von Hochstetter, der neun Monate
als Forscher auf Neuseeland geweilt und dort zusammen mit
Sir Julius von Haast gearbeitet hatte, lernte Reischek kennen
und wurde ihm bald ein väterlicher Freund. Gerade damals
hatte sich Haast brieflich an Hochstetter mit der Bitte ge-
wandt, ihm einen tüchtigen jungen Mann zu empfehlen, der
theoretisch und praktisch befähigt wäre, ein neues Museum in
Christchurch auf Neuseeland einzurichten. Hochstetter brauchte
Reischek nicht zu bitten: Unbedenklich nahm dieser das An-
gebot an, obwohl er erst vor einem Jahre geheiratet hatte
und wußte, daß er seine junge Frau zurücklassen mußte!

Der Vertrag verpflichtete ihn auf zwei Jahre; aber erst
nach vollen zwölf Jahren kehrte Reischek in seine Heimat
zurück. Das mühsam erarbeitete Geld verwendete er zur
Ausrüstung von Forschungsreisen; unermüdet, keiner Ge-
fahr achtend, durchquerte und durchforschte er ganz Neusee-
land und die umliegende Inselwelt auf acht größeren Expedi-
tionen, die er zumeist allein, nur von seinem treuen Hunde
Cäsar begleitet, unternahm.

Die Engländer und die Maori auf Neuseeland schätzten
und liebten Reischek als Menschen wie als Forscher. Sein

wissenschaftliches Verdienst um die Kolonie wurde durch Ernennung zum Mitglied der „Linnean Society“ in London und einer Reihe anderer englischer wissenschaftlicher Institute gewürdigt.

Reischek's bedeutendstes Werk war die Erforschung der Vogelwelt Neuseelands, der er sich, den ärgsten Gefahren der Wildnis trotzend, mit Feuereifer hingab. Sie bildete die Grundlage zu dem großen Buch über die Ornis Neuseelands von Sir W. L. Buller, an dem er ständig mitarbeitete. Seine tiefe Liebe zur Natur ließ ihn auch als ersten in Neuseeland den Gedanken der Errichtung eines Naturschutzparks verfechten, und er unternahm eine eigene Expedition auf die Hauturu-Insel, um zu prüfen, ob sie dazu geeignet sei.

Tiefe, ehrfürchtige Liebe zur Natur, unerschrockener, tätiger Drang nach Erkenntnis und ein lauterer, weltfremder, edler Mannesmut waren Reischek's Wesenszüge. Lassen wir ihn nun selbst von seinen Leiden und Freuden erzählen.

2. Das Forschungsgebiet.

Gehe ich den Leser in die bunte, gefahr- und freudvolle, über alles Maß mühselige und doch wiederum weltentfern geruhige Abenteuer- und Erlebniswelt des Forschers entführe, muß ich ihm in kurzer, doch das Wesentlichste erschöpfender Form den wundersamen Schauplatz meiner Reisen und meiner Einsamkeiten mit Tieren und „Wilden“, das Inselland Neuseeland, anschaulich und vertraut machen.

Neuseeland, eine der mächtigsten Inselgruppen im südlichen Stillen Ozean, liegt südöstlich von Australien. Der ausgedehnte Komplex der Nord- und Südinself, die durch die Cookstraße voneinander getrennt sind, ähnelt in Gestalt und Größe der Halbinsel Italien; den Schaft des Stiefels bildet

die Sübinsel, den Fußteil die Nordinsel. Als Strippe — um im Bilde zu bleiben — erscheint die Kleinere, südlich der Sübinsel gelegene Stewartinsel.

Auf diesen inmitten der mächtigen Fläche des Ozeans gelegenen Inseln hat die Natur alle Wunder landschaftlicher Schönheit und Eigenart vereinigt.

Der interessanteste Teil der stark vulkanischen Nordinsel ist der durch seinen Seenreichtum ausgezeichnete „Seendistrikt“, das Gebiet der Geiser und Schlammvulkane. Es ist ein unheimlicher Boden, an dessen dünne Wände ständig das heiße Herz der Erde pocht und ihn erzittern macht. Aus allen seinen Fugen bringen Dampf und siedeheißes Wasser. Die Geiser und Schlammvulkane schleudern in gleichen Zeitabständen turmhohle Flüssigkeitssäulen auf, und von den tätigen Vulkanen wehen dunkle Rauchfahnen in den Himmel. Herrlich waren die leider durch den fürchterlichen Ausbruch des Tarawera vernichteten Rieselsinterterrassen, die sogenannte Weiße und die Rosa Terrasse, die großen Freitreppen glichen, deren weiße und rosafarbene Stufen zu wassergefüllten Becken ausgehöhlt waren.

Durch die Nordinsel zieht eine von Südwest nach Nordost gerichtete, meist bewaldete Gebirgskette. Ihr größerer vulkanischer Teil zerfällt in zwei Hochebenen, eine niedrigere, nördlich vom Haurakigolf gelegene, und eine südliche, die sich vom vorerwähnten Golf bis zur Cookstraße ausdehnt. Die Mitte dieses südlichen Anteils bildet das große Hochland von Waikato mit dem herrlichen blauen, weit ausgedehnten Spiegel des Taupo-sees, des größten der neuseeländischen Seen. Südlich vom Taupo ragen drei mächtige Vulkankegel auf: der erloschene, gletscherbedeckte Ruapehu, mit 2960 Meter der höchste Gipfel der Nordinsel, mit seinem noch tätigen Gefolge, dem Tongariro und Ngauruhoe. Der obengenannte Seen-

distrikt schließt östlich an den oberen Waikato an. Im Südwesten der Insel erhebt sich aus einer Tiefebene nahe der Meeresküste einsam der erloschene Taranakiberg oder Mount Egmont zu 2520 Meter Höhe.

Auf der Nordinsel liegen auch die beiden größten Städte Neuseelands: im Norden Auckland, im Süden die Hauptstadt Wellington.

Ein Landschaftsbild von ganz anderer Art als die Nordinsel zeigt die langgestreckte Südinsel. Auch sie wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchzogen, die aber in den Neuseeländischen Alpen mit ihrem höchsten Gipfel, dem Morangi (Mount Cook) bis zu 3768 Meter aufragt. Mächtige Ketten schimmernder Gletscher, kristallklare Meereraugen, reißende Bergströme, tiefe Klammern, prächtige Wasserfälle, dichte Urwälder mit Palmen- und Farnbaumwuchs bilden die bunte Vielgestalt dieser herrlichen Alpenwelt. Und an der Westküste, nach der die Bergriesen schroff abfallen, hat die Natur ein noch unvergleichlich schöneres Wunder geschaffen: vierzehn Fjorde zerschneiden die gerade Küstenlinie; die Meereszungen strecken sich bis zu 40 Kilometer ins Land. Das tiefdunkelblaue Meerwasser, die in allen Schattierungen von Grün gewebten, dichten Urwaldteppiche, die zackigen Kronen der Berge, die vom Eis der Gletscher wie von Diamanten funkeln, und darüber der tiefe südliche Himmel verschmelzen zu einer herrlich wilden Symphonie von Farben und Formen. Von hervorragender landschaftlicher Schönheit ist auch das landeinwärts vom Fjordland gelegene Gebiet, das zahlreiche ausgedehnte Seen birgt.

Die Alpen beginnen am Harperpaß und dehnen sich 300 Kilometer nach Südwesten. Der Süden wird von der Hochebene von Otago eingenommen. Die bedeutendste Ansiedlung auf der Südinsel, in der fruchtbaren Canterbury-

Ebene gelegen, ist Christchurch, mein erster Aufenthaltsort auf Neuseeland.

Schließlich ist noch die kleinste der drei, die Stewartinsel, zu erwähnen. Auch sie ist gebirgig und dicht bewaldet.

Das Klima Neuseelands ist durchweg gemäßigt, außerordentlich gesund. Im Norden hat es subtropischen Charakter, während es gegen Süden zu rauher wird.

Die Bevölkerung Neuseelands besteht seit der Kolonisation vorwiegend aus zwei Komponenten, Europäern und Maori, und hat eine nach entgegengesetzten Richtungen verlaufende Entwicklung genommen. Während die Zahl der Ureinwohner in ständigem Abnehmen begriffen ist, nahm die Zahl der europäischen Ansiedler rasch zu. Im Jahre 1840 gab es auf Neuseeland etwa 1200 Europäer und mindestens 100 000 Maori; 1891 betrug (nach dem Ergebnis der Volkszählung) die Zahl der Europäer 667 000, die Zahl der Maori ungefähr 42 000.

Die Hauptursache des raschen Aussterbens der Maori ist der schädliche Einfluß der europäischen Zivilisation auf dieses urwüchsige Volk: Alkohol, Geschlechtskrankheiten und Kriege, die aus Ländergier gegen die Maori geführt wurden, haben die Kraft des Urvolks gebrochen. Zur raschen Dezimierung hat aber auch der Kannibalismus der Maori beigetragen, der die einzelnen Stämme zu ständigen Kriegen untereinander führte, die nur zur Erbeutung von Menschenfleisch unternommen wurden.

Seit der Ausbreitung der europäischen Kolonisation steht Neuseeland unter englischer Oberhoheit. Die oberste Regierungsgewalt übt ein vom englischen König ernannter Gouverneur aus. Die aus Oberhaus und Unterhaus bestehende Parlamentsvertretung wird vom Volk (Maori und Europäern) auf drei Jahre nach dem allgemeinen Wahlrecht gewählt.

Auch die Maori entsenden Abgeordnete in beide Häuser des Parlaments.

Neuseeland ist eines der bestregierten demokratischen Länder der Welt, das z. B. schon zur Zeit, als ich hinüberkam, den Achtstundentag und andere Einrichtungen eingeführt hatte, deren Propagierung in manchen europäischen Staaten als revolutionär und staatsfeindlich verfolgt wurde. Es kann eben dadurch gegenwärtig als eines der glücklichsten Länder der Erde angesehen werden, in dem es weder Armut noch übermäßiges Großkapital gibt.

Wenn auch klein, so ist das Land von mannigfaltigster landschaftlicher Schönheit erfüllt, trotz seiner Europaferne modern und aufstrebend und birgt noch viele andere Wunder.

Berschlössen in tiefen Urwäldern leben Märchen in unbestreitbarer Wirklichkeit. Dem Forscher, dem Gott die Kraft gab, den Traum für wirklich zu halten als den Tag, tun sich hier am hellen Tage die Pforten des Traumes auf.

In den grünen Riesendomen, aufgebaut aus turmhohen Säulen der Kaurifichtenstämme, wandeln behäbige Onomen mit spitzen und krummen Nasen, gehüllt in langhaarige Federkuten: seltsame Käuze, die in mondhellen Nächten Länze aufführen und weite Wanderungen durchs Land unternehmen, immer einsam, versunken in die Geheimnisse einer vergangenen Zeit; es sind — Strauße, von der Größe eines Huhnes, die kleinen Verwandten ihrer großen neuseeländischen Ahnen, der riesenhaften Moa (*Dinornis*). Ihnen in der Lebensführung verwandt sind die Eulenpapageien, Papageien von der Größe und dem Aussehen eines Uhus, die bei Tag in Höhlen schlafen und nächtllicherweile durch die Wälder stapfen; sie müssen marschieren, weil ihnen die Flügel verkrüppelt sind. In den himmelnahen Felschroffen der Alpen horsten die Nestore, eine Papageienart, die sich — im

äußersten Gegensatz zu den Eulenpapageien — zu Kühnfliegenden, lämmerzerfleischenden Räubern entwickelt haben; auf einsamen Inselklippen hausen Drachen, wirkliche, aber recht harmlose und gutmütige Nachkommen jener vorweltlichen Riesensaurier, die an den vielen Drachensagen aller Völker schuld sind. Aus Respekt vor der Kleinen Jetztzeit mit der großen Kultur (im Gegensatz zu der großen Vorzeit mit der Kleinen Kultur) sind auch diese neuseeländischen Drachen klein, und man hielt sie für ganz gewöhnliche Eisbechsen, wenn sie sich von diesen nicht durch ihren Körperbau und den Besitz eines dritten Auges auf der Stirn unterschieden.

Es gäbe noch vieles von seltsamen Tieren zu berichten und eine Fülle des Wundervollen von den Kannibalischen Eingeborenen, den Maori; aber ich wollte nur vorbereiten, nicht vorgreifen. Der mit den nötigen geographischen Kenntnissen ausgestattete Leser mag selbst meine Wanderungen mitmachen, die ihn immer weiter weg von Europas Zivilisation Schritt für Schritt eindringen lassen in die stillen Geheimnisse einer unberührten Natur!

3. Die ersten Seiten des Tagebuchs.

Der 6. Februar 1877 war einer der wunderlichsten Tage in meinem Leben. Ansprachen, Gesang und Musik des Abschiedsbanketts, das liebe Freunde mir zu Ehren gaben, vermochten das Feuer nicht zu kühlen, das in mir brannte, und nicht den Frost zu erwärmen, der mich zugleich lähmte. — Nun waren die Tore geöffnet: meine Forschersehnsucht wurde Wirklichkeit. Aber es fiel mir doch schwer, die Brücken abubrechen, als ich in der Bahnhofshalle stand, meiner lieben Frau den letzten Kuß gab und meinen Freunden zum letzten Male die Hände drückte! Vergebens kämpfte mein Wille

wider mein Herz, solange ich das in winterlicher Schönheit prangende Heimatland durchfuhr. Erst als sich die endlose Fläche des dunklen Meeres vor mir auftrat, erstarbte wieder mein Drang nach Abenteuer.

Ich war drei Tage zu früh in Triest angekommen, und so blieb mir Muße, mich auf das Künftige innerlich einzustellen.

Am 10. Februar morgens nahm mich der „Castor“ auf, ein Lloyd-Schraubendampfer von 3000 Tonnen, der mich bis Suez bringen sollte. Bei herrlichem Wetter und glatter See lichtete das Schiff um 6 Uhr abends die Anker. Ruhig glitt es in die offene See. Noch einmal zog ein wehes Gefühl mein Herz zusammen, als die heimatlichen Berge am Horizont versanken. Eine klare Nacht brach an; ein wunderbarer Sternenhimmel wölbte sich über mir.

Allmählich schmolz der Winterschnee des Heimwehs vor der immer glühender werdenden südlichen Februarsonne. Bilder einer neuen Welt zogen in mich ein, unzusammenhängend und flüchtig, wie sie eine Weltreise vermittelt, aber doch innerlich umgestaltend und das große Erlebnis vorbereitend, dem ich entgegenfuhr.

Eindrucksvoll und einschüchternd gleich zu Anfang, kurz hinter Brindisi, ein heftiger Orkan: seit zwanzig Jahren, so sagten die Offiziere, hätten sie im Mittelmeer keinen so heftigen Sturm erlebt. Das Schiff bäumte sich und ächzte, im Salon wurden die angeschraubten Möbel lebendig, und das Klirren zerbrochener Gläser und Teller vermischte sich mit dem Heulen des Sturmes, dem Krachen der Balken und dem Schlagen der Sturzwellen zu einer wilden Symphonie. Mein Körper schien solchen Abenteuern nicht gewachsen: Seekrankheit befiel mich so heftig, daß ich Blut erbrach.

Fünf Tage darauf, am 18. Februar, war alles Un-

gemach vergessen. Im sicheren Hafen von Port Said leuchtete der Orient in berückender Farbenbuntheit und lockte mich an Land. Das seltsame Leben und Treiben des eingeborenen Volks nahm mich gefangen. In einem engen Gäßchen grüßte mich „Tausendundeinenacht“: Eine Schar brauner, halbnackter Knirpse saß, eng aneinandergeschmiegt, mit gekreuzten Beinen auf einer Terrasse. In ihrer Mitte stand ein ehrwürdiger Scheich, ihr Lehrer, mit einer Palmenrute in der Hand und teilte Papierstreifen aus, auf die er Stellen aus dem Koran geschrieben hatte. Die Knaben sagten sie in rhythmisch singendem Tone her, wobei sie mit den Köpfen im Takte nickten.

Jeder Tag brachte neue Bilder, neues Erleben. Auf der Fahrt durch den Suezkanal fand ich das Faß der Danaiden: Die Wüstenwinde überwehen häufig die weltverbindende Wasserrinne und drohen ständig, sie auszufüllen. Deshalb arbeiten ununterbrochen Baggermaschinen. Zum Ufer hinab ziehen lange Kamelkarawanen, bepackt mit leeren Kisten, holen den Sand, den der Bagger aus dem Wasser schöpft, und tragen ihn wieder zurück in die Wüste. Über blizenden Salzlagen lagerten rosenrote Wolken von Flamingos.

Im Golf von Suez verließ ich den „Castor“, der nach Bombay weiterfuhr, während ich über Ceylon reisen mußte. Es fiel mir schwer, mich von den mir lieb gewordenen Schiffsoffizieren und dem Arzt zu trennen, die mir, besonders während meiner Krankheit, eine liebevolle Pflege hatten zuteil werden lassen. Der Arzt gab mir zum Abschied den wohlgemeinten Rat, umzukehren: wenn ich noch einmal einen Sturm auf hoher See mitmachte, werde ich die Reise nicht überstehen. Für mich gab's aber kein Zurück mehr; es wäre mir unerträglich gewesen, unverrichteterdinge umzukehren.

Auf dem neuen Schiffe, dem „Nepaul“, sah's bunter

aus als auf dem österreichischen „Castor“. Die Bemannung war eine kleine Völkerschau: Singhalesen, Chinesen, Mulatten und Neger führten das überfüllte Schiff unter dem Kommando englischer Offiziere. Über dem Roten Meere brütete eine Höllehitze, die mir Appetit und Schlaf raubte. Ich übte mich in der englischen Sprache.

Als ich eines Abends von einem Winkel auf Deck aus zu dem Farbenwunder des Sonnenunterganges österreichische Weisen auf meiner Mundharmonika phantasierte, ersuchte mich ein Herr, im Salon vor den dort versammelten Passagieren zu spielen. Auf wiederholte Bitten entschloß ich mich zu einem improvisierten Konzert. Als aber der Herr, der mich aufgefordert hatte, nachher einsammeln ging und mir den Betrag einhändigen wollte, weil er mich wohl nach meiner einfachen Kleidung einschätzte, verließ ich rasch die Gesellschaft und ersuchte den Wohlmeinenden, das Geld den Matrosen zu geben.

Am 1. März fuhren wir in den Golf von Aden ein. Eine Anzahl junger Eingeborener umschwamm das Schiff; sie schrien unaufhörlich durcheinander: „Yes, yes, bakshish yes!“ Dabei haschten sie nach jedem Geldstück, das ihnen von Bord zugeworfen wurde. Sie tauchten oft für lange Zeit unter und balgten sich unter Wasser um die Münzen. In Ermangelung von Taschen schieben sie, da sie nackt sind, die Geldstücke in den Mund. Dabei schreien sie ununterbrochen, ohne das Geld zu verschlucken oder zu verlieren.

Am 2. März dampfte die „Nepaul“ in den Indischen Ozean. Delfine umspielten das Schiff und hüpfen über den blauen Wasserspiegel, fliegende Fische stoben in Scharen davon und fielen hie und da wieder ins Wasser ein, um ihre silbernen Flügel zu nezen; einige strandeten auf Deck.

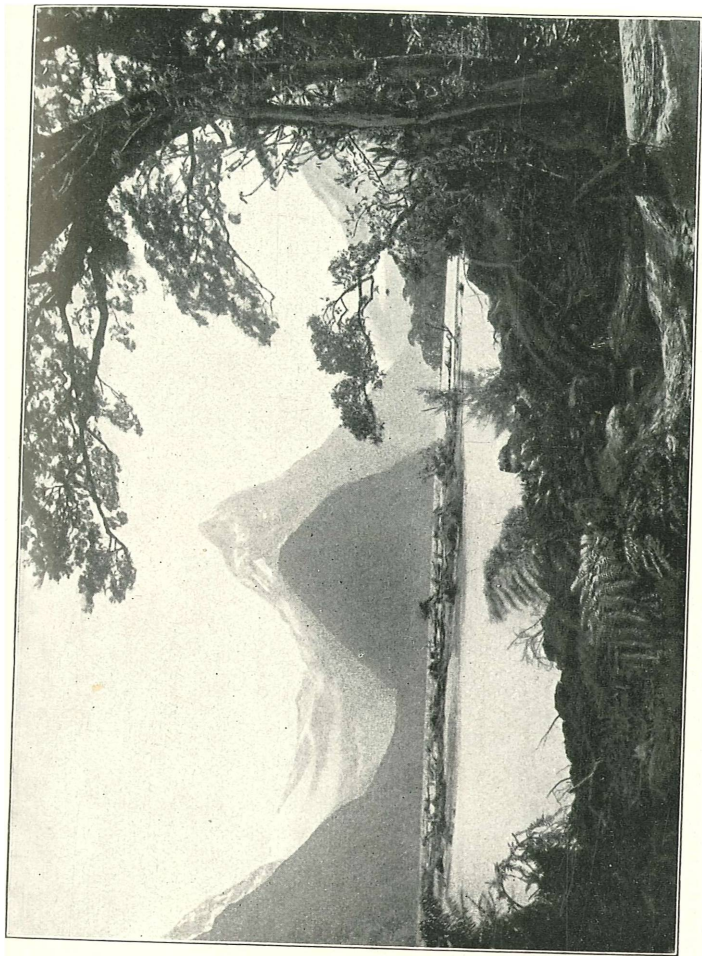
Am späten Abend unterhielten uns die auf dem Schiffe

bediensteten Neger mit einer Lanzaufführung. Sie wiegten dabei in gebückter Haltung die Köpfe hin und her, stampften mit den Füßen den Boden und schlugen mit den Händen den Takt auf ihren Schenkeln. Dazu sangen sie mit fürchterlichen Stimmen ein monotones Lied und stießen mit den Köpfen aneinander, daß sie dumpf zusammenkrachten, wobei wir die Härte ihrer Schädel bewundern konnten.

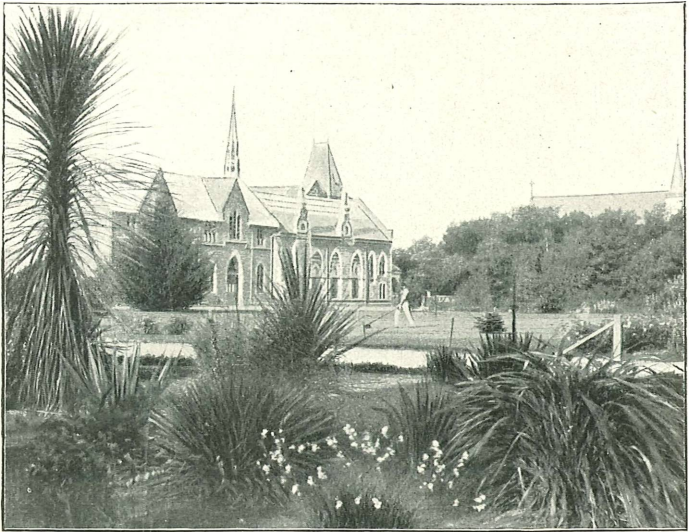
Am 9. endlich warfen wir in der Bucht von Point-de-Galle auf Ceylon Anker. Es blieben mir nur drei Tage Zeit, den Wundergarten Ceylon zu besichtigen. Die mächtigen Palmenwälder, die üppige, bunte Tierwelt und die braunen Eingeborenen: hier waren sie vor mir in märchenhafter Wirklichkeit, die Traumbilder meiner Jugendzeit!

Am 11. März schiffte ich mich auf der „Bungalore“ ein, die mich nach Australien bringen sollte. Dieses Schiff, dem ich mich für den längsten Teil der Reise anvertrauen mußte, war ein Marterkasten ärgster Sorte. Ratten hielten auf Berdeck Versammlungen ab; sie setzten sich, wenn wir aßen, um uns herum und sahen neugierig zu. Nachts ging eine Hezjagd über unsere Leiber los, und mancher fand am Morgen Kleider und Schuhe durchlöchert. Die Hitze war unerträglich. Auch rote Ameisen gab es auf dem Schiff in Menge, denen die Hitze wohlzutun schien. Schon am 14. wurde das Schiff zur Hälfte abgesperrt; eine Blatternepidemie war ausgebrochen. Die Kranken lagen auf dem Hinterdeck, wir übrigen zahlreichen Passagiere waren auf einen kleinen Raum zusammengepfercht.

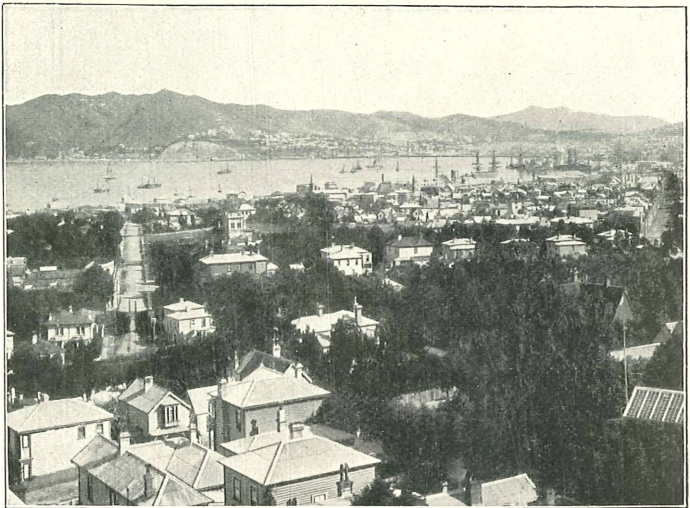
Mit Freuden begrüßten wir am 25. den Leuchtturm von König-Georg-Sund an der Südküste Australiens. Nun kamen die Kranken ins Quarantänespital in bessere Pflege, und wir Gesunden hatten endlich wieder festen Boden unter den Füßen und konnten uns an seuchenfreier Luft erquicken.



Mitte Peaf im Mifordfund.



Museum in Christchurch.



Lyttelton, der Hafen von Christchurch.

Bei stürmischem Seegang ging's tags darauf weiter, die australische Küste entlang, an den Ränguruhinseln vorbei, bis zur Einfahrt von Adelaide. Große Albatrosse und Sturmvögel waren unsere Begleiter bis zum Hafen von Melbourne, der Endstation des „Nepaul“, die wir am 31. März erreichten. Aber auch hier mußten wir vor der Quarantänestation ankernd und blieben eine Woche Gefangene.

Hier, im Bereiche der Seuchen, eröffnete sich mir zum ersten Male ein Blick in die Welt, nach deren Erforschung ich mich seit meiner Kindheit gesehnt hatte, in die Geheimnisse einer fremden lebendigen Natur, die ich mit allen Sinnen in mich aufnehmen durfte. Es war am 3. April. Ich ließ mich an Land rudern und folgte einem Pfad, der zum Friedhof der Quarantänestation führte. Tiefe Ruhe umfing mich. Die einfachen Kreuze und die eingesunkenen Hügel waren von wilden Blumen überwuchert; bunte Schmetterlinge schwebten darüber hin. Hier ruhen die Unglücklichen, die zwischen Heimat und Ziel am Wege starben: Deutsche, Franzosen, Engländer und „Wilde“ in friedlicher Gemeinschaft.

Ich setzte mich unter einen Baum, neben den Grabhügel eines Deutschen, zog meine Mundharmonika aus der Tasche und spielte Lieder der Heimat. Die Vögel setzten sich traulich um mich herum und jubelten im Chor um die Wette. Ich konnte mir meine neuen gefiederten australischen Freunde gar nicht genug ansehen. Papageien in gelbem, grünem und rotem Kleid turnten auf den Bäumen, schwakten, fütterten und liebkosten sich. Rot- und gelbbrüstige Aehlchen zirpten ihre leisen Lieder, Honigsauger flatterten über die Blumenbüsche und holten mit ihren pinselartigen Zungen den Nektar aus den Blütenkelchen. Eidechsen huschten von Grab zu Grab.

Dieses Konzert übertönte das Pfeifen der Glockenvögel

und das närrische Lachen der Riesenfischer. Möglich verstummte der Sang. Die Vögel flatterten auf und stießen Warnungsrufe aus. Eine Diamantschlange war unter einem Baume hervorgekrochen. Ich machte sie unschädlich. Australien besitzt viele Giftschlangen; sie fliehen wohl den Menschen, da sie aber oft unter Gras und Flechten verborgen liegen, kommen bei Mensch und Tier häufig Vergiftungen durch Schlangenbiß vor.

Ich notierte mir die Namen einiger Toten und trat dann den Rückweg an. Kleine Känguruhs sprangen über den Pfad, glänzende Käfer surrten durch die Luft. Es war heiß, aber der balsamische Duft erquickte mich.

Am 7. konnte ich endlich nach Melbourne fahren, wo ich bis zum 11. April verweilte. Ich nahm in einem deutschen Hotel Quartier. Es fiel mir auf, wie allgemein hier das Reiten geübt wird. Der Briefträger galoppiert von Haus zu Haus und pfeift, damit man ihm die Briefe abnimmt, Agenten reiten mit ihren Musterkollektionen in den Satteltaschen, Fleischerburschen mit riesigen Fleischkörben rufen vom Pferd aus ihr: „Meat!“ (Fleisch), bis ihnen die Dienstboten ihre Bürde abnehmen, ebenso die Bäckerburschen, die Laternenanzünder, die Kaminfeger mit ihren Bürsten.

Am 11. schiffte ich mich auf dem kleinen Dampfer „Tangaroa“ ein. Bei schlechtem Wetter ging's auf hohe See. Wind und Regen peitschten die wildbewegten Wellen. Die meisten Fahrgäste litten unter der Seekrankheit, von der ich diesmal verschont blieb. Aber das kleine Schiff rollte so erbärmlich hin und her, daß ich keinen Schlaf finden konnte. Sturmschwalben strichen so niedrig über die Wellen, daß sie mit ihren Flügelspitzen das Wasser berührten.

Am 13. morgens war wieder klares Wetter; die urwaldbewachsene Küste Tasmaniens kam in Sicht. Nachmittags

führen wir in den Golf von Hobart ein. Nun stieg die von Gärten umrahmte Stadt aus dem Meer, in deren Hintergrund Mount Wellington mit seinen wie Orgelpfeifen geformten Felsen aufragt.

Den kurzen Aufenthalt nutzte ich zu einer Besteigung des Berges, von dessen Gipfel aus sich mir eine prächtige Aussicht über die Urwälder der Insel und das weite Meer bot.

Als wir am 14. nachts wieder die hohe See erreicht hatten, sahen wir noch lange Zeit einen Urwaldbrand auf Tasmanien wie eine mächtige Fackel den Horizont erhellen.

Am 18. kam endlich das Land in Sicht, das meiner Reise Ziel war: Kleine Inseln, im Hintergrund eine mächtige, gletscherbedeckte Gebirgskette. Die Südküste der Südinself Neuseelands lag vor mir! Wir passierten den Leuchtturm von Port Bluff. Am Strand lagen Walfischknochen, die Überreste einer alten Ansiedlung von Walfischfängern. Bald lagen wir im Hafen vor Anker. Der Ort bestand nur aus wenigen, roh gebauten Holzhäusern, deren größtes das Hotel war. Dieses bescheidene Bild kontrastierte mit dem mächtigen Hafen, in dem zahlreiche Handelsschiffe, Kutter und Schoner, vor Anker lagen. Eingeborene von der Ruapuke-Insel waren hierhergekommen, um gegen Fische Gebrauchsgegenstände einzutauschen.

Es waren die ersten Maori, die ich sah. Als sie erfuhren, daß ich gekommen sei, um das Land zu erforschen, wollten sie mich gleich auf ihre Insel mitnehmen. Der Häuptling erzählte mir in gebrochenem Englisch, sie hätten auf ihrer Insel einen deutschen Missionar, der sie unterrichte und den sie liebten. Ich sandte durch den Häuptling auf einer Karte Grüße an den Landsmann.

Nach einer interessanten, einige Male unterbrochenen Fahrt längs der Ostküste der Südinself langte ich endlich am 22. in

Lyttelton, dem Hafen von Christchurch, an. Hier erwartete mich Sir Julius von Haast, mein künftiger Chef. Er lud mich zu Tisch, doch wurden uns — da Sonntag war — im Hotel erst dann Speisen verabreicht, als wir uns als Reisende ausgewiesen hatten. Bei perlendem Champagner hieß mich Sir Julius in der neuen Heimat willkommen. Dann fuhren wir mit der Bahn nach Christchurch.

Die Stadt besteht vorwiegend aus Holzbauten mit hübschen Vorgärten; breite, mit Baumalleen bepflanzte Straßen durchziehen sie. Wir begaben uns gleich ins Museum, dessen neugebauter Flügel noch leerstand. Im alten Gebäude fand ich hervorragend gute Sammlungen, insbesondere eine schön aufgestellte Gruppe von Skeletten von Moas, ausgestorbenen Riesenstraußen von über 3½ Meter Höhe. Auch die ethnographischen Sammlungen waren reichhaltig; unter anderm enthielten sie ein ganzes geschnitztes Maorihaus. Die Säugetier- und Vogelsammlung dagegen war klein, schlecht präpariert und von Insekten arg zerfressen. In den Magazinen aber waren Kisten auf Kisten getürmt, gefüllt mit Bälgen und Rohskeletten, die meiner harrten.

Das war mein neues Arbeitsfeld: es galt, alle diese Bälge und Skelette zu präparieren und das ganze neue Museum einzurichten. Nach der Besichtigung des Instituts gingen wir ins Haus Sir Julius von Haasts, wo mich seine Frau und seine Kinder freundlich empfingen. Ich blieb bei ihnen über Nacht und suchte mir am nächsten Tage ein billiges Zimmer (etwa 8 Pfund im Monat samt Verpflegung).

Fast sechs Monate lang sah ich in der Folge von Neuseeland nicht viel mehr als die Häuserreihen von Christchurch, die den Weg von meinem Quartier zum Museum einsäumten. Das Museum sollte schon am 10. Juni vom Gouverneur eröffnet werden; es mußten also bis dahin einige große Tier-

gruppen fertig sein. Die mir zugetheilten Gehilfen waren zwar brav, verstanden aber gar nichts vom Präparieren. So arbeitete ich täglich von früh bis in die späte Nacht und auch — geheim — an Sonntagen als Präparator, Schmied, Tischler und Anstreicher. Nach der Eröffnung des Museums, die mir das Lob des Gouverneurs und der wissenschaftlichen Kreise von Christchurch eintrug, nahm mich noch bis zum September die Einrichtungsarbeit voll in Anspruch.

Den ersten größeren Ausflug unternahm ich mit einem meiner Assistenten am 8. September. Wir fuhren in einer alten Droschke nach Littleriver. Der Weg ging durch Wasser, über Halden und Steingeröll, so daß wir tüchtig durchgeschüttelt wurden. Abends erreichten wir einen kleinen Ort, hinter dem zwei Pahs oder Festungen der Maori aufragten.

Am nächsten Morgen brachen wir nach dem nächstgelegenen Urwalde auf. Majestätisch ragten riesige, von dichtem Lianengewir umschlungene Buchen, deren Kronen so dicht standen, daß kein Sonnenstrahl in den stillen Waldesdom eindringen konnte. Den feuchten, von modernden Baumleichen bedeckten Boden überwucherten Farne, Flechten und Moose. Auch zahlreiche Farnbäume mit ihren zartgefiederten schirmartigen Kronen gediehen im feuchten Grunde.

Es war mir wie im Märchenwald. Der von den mächtigen Pfeilern der Baumriesen umschlossene grünschimmernde Saal war von allen Stimmen der lebendigen Natur erfüllt; dumpf mischte sich ins Rauschen des Wasserfalles das Brausen der Meeresbrandung, und von allen Zweigen und aus allen Winkeln klang der Vogelsang. Sittiche schwatzten, Nestoren kreischten, Pastoren- und Glockenvögel ließen helle Rufe ertönen, Meisen zirpten, Tauben gurrten, Kehlchen sangen ihr melodisches Lied, Lappenstare piffen grell dazwischen, und aus Farnbüschen drang der melancholische Ruf des Maorihuhns.

Die Vogelwelt Neuseelands, deren Studium ich mich in erster Linie widmen wollte, stattete mir hier ihre Antrittsvisite ab.

Ich konnte hier alle diese Vögel beobachten und erlegte auch dreißig Stück, die wir abends abbalgten. Jeder Tag brachte reiche Beute.

Als ich am 11. September Vögel beobachtete, kam ein Maori auf mich zu und fragte mich, was ich da mache. Auf meine Erklärung, daß ich die neuseeländische Tierwelt erforsche, lud er mich in den Pah ein. Ich folgte ihm und wurde bei meiner Ankunft auf der Festung von Männern, Frauen und Kindern umringt; sie waren sehr erstaunt, als ich ihnen erzählte, daß ich kein Engländer, sondern ein Oesterreicher sei. Mit großem Interesse wurden mein Gewehr, Hirschfänger und Jagdanzug gemustert. Der Häuptling erkundigte sich nach allen Verhältnissen in meinem Heimatland und hörte meiner Erzählung mit größter Aufmerksamkeit zu. Er behielt meine Photographie, die ich ihm gezeigt hatte, mit dem Bemerkten, er müsse sie seinen Brüdern zeigen. Zum Abschied beschenkte er mich mit einer schönen Nephritart.

Die nächste Zeit gab's abwechselnd Arbeit im Museum und Jagdausflüge. Ein kleines Abenteuer erlebte ich, als ich am 4. November nach Tailors Mistake ging. Ich kam an den Strand zur Ebbezeit und kletterte über die aus dem Meere ragenden Klippen hinaus, um näher an die Scharben heranzukommen. Die Zeit verging mir rasch, und ehe ich's merkte, war die Flut hereingebrochen. Ein Sturm erhob sich vom Meere her, und heftige Wellen rollten herein. Unter vielen Mühen trat ich den gefährvollen Rückweg an. So oft eine Brandungswelle hereinbrauste, klammerte ich mich an einem Felsstück fest und sprang in dem hinter ihr entstehenden Wellental vorwärts über die nächsten Klippen, bis mich die folgende rollende Welle wieder einholte.

So ging's bis Knapp vors Ufer; da übersah ich die Woge — und im nächsten Augenblick schon trieb ich ins Meer hinaus. Zum Glück blieb mein Gewehrriemen an einem Stein hängen, was mich davor rettete, weiter hinausgetrieben zu werden. Mein Hund, der schon früher von den Wellen erfaßt worden war, kämpfte sich als guter Schwimmer bis zum Strand. Als ich glücklich die Küste erreicht hatte, fing ich ihn von einem Felsen aus auf, um ihn vor dem Zerschmetterwerden zu schützen. Mit durchnässten Kleidern, aber heiler Haut wurde der Rückweg angetreten.

Bis Mitte Dezember verging die Zeit rasch mit meiner Arbeit und mit den Vorbereitungen zu meiner ersten größeren Expedition. Ich wollte die herrliche Zeit der Jahreswende, den neuseeländischen Sommer, zur Durchquerung der Südinsel von Osten nach Westen nützen, beobachtend und jagend die Urwälder und Gebirge durchstreifen und Erfahrungen für spätere, größere und gefahrvollere Forschungsreisen sammeln. Es war keine bedeutende Sache, die ich vorhatte. Aber als ich ein Pferd auswählte, Zelt, Werkzeuge, Munition und Proviant einkaufte, packte mich die nach Abenteuern fiebernde Ungeduld des Forschers!

4. Meine erste Expedition.

Am 18. Dezember frühmorgens verließ ich hoch zu Ross Christchurch. Bis Malvernhill dehnt sich die Canterburyebene. Zu beiden Seiten der Straße liegen Farmen, deren Felder sich ins Endlose zu erstrecken scheinen. Gummis- und Eukalyptusbäume, in deren Kronen Buchfinken und Kohlamseln musizieren, spenden dem Wanderer kühlen Schatten. Auf den Weizenfeldern tummeln sich Sperlingschwärme.

Diese aus Europa eingewanderten Vogelfremdlinge und die netten, hell angestrichenen Häuser mit ihren lustigen Veranden, von Efeu umrankt, in leuchtendem Blumenschmuck prangend, die Obst- und Gemüsegärten, die gackernden Hühner, die wiehernden Pferde, die blökenden Kälber und Schafe, die Wiesen und Getreidefelder, die munteren blond- und schwarzköpfigen Kinder, die vor den Häusern spielen, zaubern mir meine Heimat vor! — Nur hier und da zerreißt der Anblick eines fremdländischen Vogels, einer Palme oder der Klang einer fremden Sprache den Schleier der Illusion. Hinter Malvernhill verändert sich mit einem Schlage das Landschaftsbild. Kahle, mit Tuffsockgras bewachsene Berge, dazwischen steinige Moränenhalben und in Tälern Reste versunkener Urwaldpracht, von rauschenden Bächen durchzogen, bilden hier den Übergang von pastoraler Anmut zur heroischen Erhabenheit der Hochgebirgswelt.

Bei Einbruch der Dunkelheit kam ich zu einer Schafstation. Erst nach langem Rufen wurde mir von einer Frau geöffnet. Als sie mich aber bewaffnet sah, hörte sie nicht mehr auf meine Bitte um Nachtquartier, sondern schlug mürrisch und ängstlich die Türe wieder zu. Ich mußte also weiter. Es begann zu regnen und wurde so stockfinster, daß ich keinen Schritt Wegs mehr vor mir sah. Ich durchritt, dem Instinkt meines Pferdes vertrauend, zwei angeschwollene Bäche und kam endlich um Mitternacht zum Gasthaus am Porterpaß. — Ich nächtigte hier im Stall, da ich schon um 4 Uhr früh wieder weiterreisen wollte.

Von hier wand sich der Weg über den Paß in steilen Serpentinien aufwärts bis zu 1000 Meter Höhe. Es war ein prachtvoller Morgen; die erfrischende Gebirgsluft tat mir wohl nach der ermüdenden Hitze in der Ebene. Um 3 Uhr erreichte ich die Station des Herrn Enis, eines Gönners

unseres Museums, dem ich einen Brief von meinem Freunde Sir Julius von Haast übergeben sollte. Herr Enis besaß über 20 000 Schafe und war damit noch lange nicht der reichste Schafzüchter Neuseelands, denn es gibt Stationen, die 60 000 Schafe beherbergen. Die Tiere leben das ganze Jahr im Freien und werden nur zur Musterung und Schur von den Weiden heimgetrieben.

Nach gutem Nachtmahl und erquickendem Schlaf befand ich mich am 21. frühmorgens wieder auf dem Weg. Durch dichten Urwald, an kleinen, mit Schilf bewachsenen Sümpfen vorbei, aus denen neugierig Maorihühner hervorguckten, erreichte ich den Rickerbornsee, von dessen wildreichen Ufern mich ein Wolkenbruch verjagte.

Durchnäßt und erschöpft langte ich um 11 Uhr nachts in der Station des Herrn Bruce an, der mich in seinem bequem eingerichteten Hause freundlich aufnahm.

Von Bealey aus, der letzten Telegraphenstation auf meinem Wege, die ich am nächsten Tage erreichte, wurde die Landschaft immer romantischer; im Thal zwängte sich der Fluß schäumend durch Felschluchten, der mächtige Baumwuchs wuch Kriechendem Krummholz. Gegen Südwesten stürzten zahlreiche Wasserfälle über die Felsänge, und der schneeglänzende Mount Rolleston enthüllte sein majestätisches Haupt. Auf der Höhe des Arthurpasses hielt ich kurze Mittagsrast und wandte mich hierauf steil abwärts zur wildromantischen Otiraw Schlucht. Der Weg war an einigen Stellen von dem heftigen Regen aufgeschwemmt worden, überdies fing es zu schneien an, mitten im Sommer, so daß ich Mühe hatte, das Pferd weiterzubringen.

Zwischen hohen, fast senkrecht abfallenden Felswänden, auf denen üppig Farne und Moose wuchern, jagt schäumend und brausend der Otirawildbach in seinem steinigem Bett tal-

wärts. Von den Felshöhen und in Buchten des Baches hängen in dichtem Gewirr Farnbäume, Lianen und üppige Urwaldvegetation. Auf kurzer Strecke passierte ich zehn Wasserfälle. Der strömende Regen aber beeinträchtigte den Genuß dieser schönsten und romantischsten Landschaft Neuseelands. Durchnäßt langte ich im Otiragasthaus an, das an der Mündung des Otira in den Teremakau gelegen ist.

Ich fand hier gute Aufnahme. Das schlechte Wetter hielt auch am 24. noch an. Ich durfte also, wollte ich vorwärtskommen, nicht säumen; denn je länger ich wartete, desto höher schwoh die wilde Otira, die ich durchreiten mußte. Der Wirt hatte mir wohl abgeraten, aber ich wagte es. Vorsichtig ritt ich in die reißenden Fluten und kam bis zur Mitte. Da verlor das Pferd den Halt und knickte ein. Mit einem jähen Ruck gelang es mir, das Tier wieder auf die Beine zu bringen, und mit drei Säßen war es glücklich am andern Ufer!

Ich befand mich jetzt im Teremakautal, das ein ganz anderes Naturbild bot. Ich ritt wieder durch dichten Urwald, der sich 700 Meter die Hochgebirgshänge hinaufzieht, deren Gletscherglanz an helleren Stellen durch die Baumkronen schimmerte. Eine vielgestaltige Vogelwelt belebte die düstere Wildnis und hielt mich in ihrem Bann. Ich beobachtete und erlegte einige interessante Arten.

Um 11 Uhr nachts erreichte ich eine primitive, mitten im Urwald gelegene Herberge. Ich dachte an das Holzhüttchen der Knusperhexe, und meine Illusion verstärkte sich, als mir eine alte Frau öffnete. Sie versicherte mir, eine vorzügliche Köchin zu haben, und ich bestellte zur Feier des Christabends einen Weihnachtspudding. Aber, was war das für ein Pudding! Er war hart wie Kiesel, und es blieb mir nichts übrig, als meinem Hund, der ja ein Raubtiergebiß hatte, die dauerhafte Mehlspeise zu überlassen und mich mit dem Tee

zu begnügen. Auch das Nachtlager war elend, und ich dauerte, daß ich nicht im Freien kampiert hatte. Die Fremde ließ mich fühlen, daß man das Christfest am häuslichen Herd feiern soll.

Um 4 Uhr morgens ritt ich weiter, durch herrlichen Urwald. Die bunten Vögel sangen, piffen und kreischten im Dickicht, Tausende von Diamanttropfen glitzerten von allen Zweigen. Ein sommerliches Farbentunder um mich — doch in meinem Herzen die Sehnsucht nach dem Schnee des heimatlichen Christfestes, nach der bescheidenen Tanne und nach meinen Lieben. In melancholischer Stimmung kam ich zur Poststation am Laipo. Hier fand ich gute Unterkunft für mein Pferd, meinen Hund und für mich selbst. Eine kleine, blonde Wirtstochter brachte mir einen Blumenstrauß ins Zimmer. —

Am Vormittag kamen aus der Umgebung Goldgräber und Schäfer angeritten, eine groteske Abenteurerschar; sie wollten Weihnachten feiern. Der große Tisch wurde gedeckt und ein Weihnachtsschmaus aufgetragen, wie man ihn in einer solchen Wildnis nicht erwarten würde. Es gab Schweine- und Schafbraten, Hühner und zum Schluß Pudding. Nach dem Essen brachte der Wirt eine alte Flinte, eine Schüssel Kugeln, Pulverflasche und Zündhütchen und schlug der bunten Korona ein Preisschießen vor. Als Preis setzte er das alte Schieß-eisen aus. Die Gäste nahmen den Vorschlag mit Begeisterung an, denn die Goldgräber und Schäfer hier in der Wildnis sind durchweg gute und leidenschaftliche Schützen und Jäger. Aber der Weihnachtsgrog war ihnen schon zu schwer in die Glieder geflossen, und so gewann den Preis — der Wirt selbst, weil er der einzige Nüchterne war. Der piffige Schützenkönig wurde — natürlich wieder mit Grog — gefeiert; einige fingen zu tanzen an und rissen die andern

mit sich, aber der Raum war klein, und als einer den Halt verlor, purzelten die andern der Reihe nach mit und hatten große Mühe, wieder auf die Beine zu kommen. So tranken, sangen und tanzten sie bis in den Morgen. Da ich im Trinken nicht mithalten wollte, fing einer mit mir zu streiten an. Als ich mich über die Treppe in mein Zimmer zurückziehen wollte, sprang er mir nach, fiel aber der Länge nach hin — und schlief auf der Stelle ein.

Das war also mein erstes Weihnachtsfest in der Wildnis! Mir war gar nicht festlich zumute unter diesen Abenteurern, die monatelang fleißig arbeiten und sparen, um dann an einem einzigen Festtag ihr ganzes Geld zu vertrinken. Wenn sie den Festrausch ausgeschlafen haben, fängt das Spiel wieder von vorne an: Arbeiten, Sparen — bis zum nächsten Fest mit seinem großen Rausch!

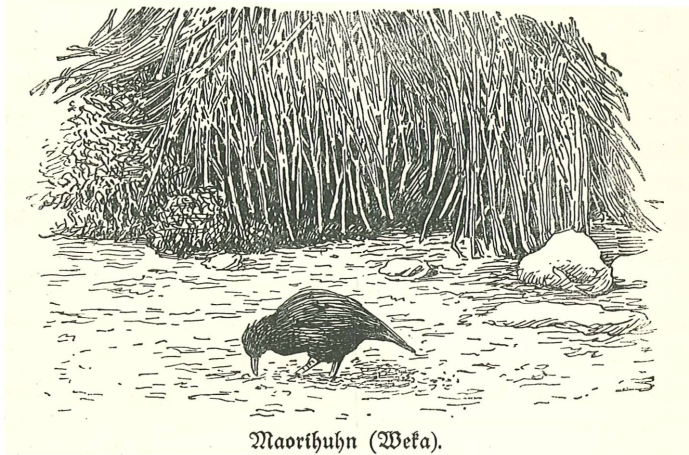
Auch am andern Morgen, dem 26. Dezember, fand ich die Leute noch saufend und lärmend beisammensitzen. Mittags kam der Wirtschaftler Bruce von der Station Haihuna mit zwei Schäfern, um mich abzuholen, und brachte die Nachricht, der Teremakau sei stark angeschwollen, wir warteten also besser bis morgen. Ich nützte die freie Zeit und bestieg das in der Nähe liegende Gebirge.

Am 27. morgens war wieder schönes Wetter, ich konnte also den Weitermarsch nach Haihuna wagen. Obwohl der Fluß gefallen war, reichte mir doch beim Durchreiten das Wasser bis zum Sattel. Vom Fluß aus ging es über eine mit Gestrüpp, Farn und Gräsern bestandene Hochebene, die von bewaldeten Gebirgen umrahmt war. Um 3 Uhr erreichten wir die Station.

Am 31. Dezember 1877 um 4 Uhr früh verließ ich sie, nur von meinem Hunde begleitet, in westlicher Richtung, wo vom Waldbrande aus ein Schafspfad aufwärts führte. Im

Norden ragte der Mount Alexander empor, zur Linken dehnte sich die weite, mit Tuffolgras und Farnkraut bewachsene Haibunaebene, auf der Tausende von Schafen weideten.

Der Pfad wand sich durch mächtigen Koniferen- und Buchenurwald in Serpentinien aufwärts. Nahe einer Quelle machte ich halt, trug Holz zu einem Feuer zusammen und bereitete mir Tee.



Maorihuhn (Weka).

Nach kurzer Rast ging's weiter aufwärts. Steine und Geröll machten das Steigen beschwerlich. Nahe der Alpe im Zwergholz standen verwilderte Schafe mit 30 Zentimeter langer Wolle; ihre Augen waren davon so verdeckt, daß sie mich erst bemerkten, als sie von mir Wind bekamen, worauf sie schnell flüchteten. Es fing zu dunkeln an, als ich die höhere Grasregion erreicht hatte. Ich suchte mir einen Lagerplatz bei einem Felsblock, trug Holz vom Walde herauf und zündete ein Lagerfeuer an.

Der Abend war wunderbar. Der Mond stieg aus dem Täler und Meer verdeckenden Nebel empor. Die tiefe Stille

wurde nur durch den schrillen Pfiff des Kiwi und den melancholischen Ruf der Wekas unterbrochen.

Die erste, einsame Silvesterfeier in der Wildnis!

Ich lehnte mich an den Felsen und weilte in Gedanken bei meinen Lieben in der Heimat. Ich gedachte vergangener Silvesterabende, die ich im Freundeskreis bei Schmaus und Trank verbracht hatte. Hier war ich allein bei schimmeligem Schiffszwieback und Tee.

Die Jahreswende 1878 begrüßte ich nach alter österreichischer Sitte mit einigen Schüssen, deren Echo von den Bergen widerhallte. Mit einer Tasse Tee trank ich auf das Wohl meiner fernen Gattin und meiner Freunde. Ich war noch in Gedanken versunken, als mein Hund plötzlich zu knurren anfang. Durch den Feuerschein sah ich im Schnee-
gras ein Tier schleichen. Ich schoß danach, und der Hund apportierte mir eine Riesentralle, eine sehr seltene Art. Das war das Neujahrsgeschenk des Urwaldes für den Ornithologen!

Nach Mitternacht türmten sich Wolken auf und verdunkelten den Mond. Eine scharfe Brise erhob sich, die bald zum Orkan ausartete; Bäume wurden entwurzelt und Steine losgelöst, die mit Krachen den Berg hinunterrollten. Ich mußte mein Lager und das Feuer in eine windstille Lage bringen, um den Schneeflocken zu entgehen, die der Sturm vor sich herpeitschte. Obwohl hier im Januar Hochsommer ist, lag doch am Morgen des Neujahrstages hier oben 30 Zentimeter hoher Schnee, und ich erwachte im Anblick des heimischen Winterbildes.

Da sich das Wetter nicht bessern wollte, stieg ich ab, um ein andermal wieder hierherzukommen.

Am 2. Januar bestieg ich frühmorgens mit Herrn Carrow, einem Fischer, der am Ufer des Brunnersees eine einsame Hütte bewohnte, ein kleines Boot. Wir fuhren den

Rangapuku abwärts. Der Fluß ist schmal, aber tief. Er schlängelt sich durch dichten Urwald zum See. Die Äste der Riesenbäume, die schleierartigen Fächer der Baumfarne und die dichtgeflochtenen Ranken der Schlinggewächse bildeten über dem Wasser ein festgefügtcs Dach, so daß wir oft nur mit Mühe, in liegender Stellung rudern, weiterkommen konnten. Die Strahlen der Morgensonne entzündeten an den zarten Schleiern der Farnwedel Tausende blinkender Lautropfensterne. Der Wald erwachte. Die vielfältigen Stimmen der Vögel, des rauschenden Waldes und des murmelnden Wassers stimmten das ewige Lied der lebendigen Erde an. Blinkende Fische schnellten aus dem Wasser, und Enten und Taucher aller Art belebten die Fläche. Oft sperreten uns Baumleichen, die quer über den Fluß lagen, den Weg, und wir mußten den Kahn darüber heben.

Nach langer wunderbarer Fahrt lichtete sich der Urwald, und bald glitt unser Boot auf den weiten, von einer leichten Brise gekräuselten Brunnersee hinaus. Schwarze Schwäne, Entenvöcker und Haubentaucher belebten seine Fläche. Gegen Abend landeten wir vor der Hütte des Fischers.

Sie ist die einzige Wohnstätte am See; meilenweit ringsum Urwald.

Bei einer meiner Wanderungen überraschte mich ein Regenguß, so daß ich ganz durchnäßt in der Hütte anlangte. Der Fischer ließ mir, was er an primitiver Garderobe hatte: eine Hose, die mir zu eng und um 20 Zentimeter zu kurz war, und einen Rock, den er wohl von seinem Urgroßvater geerbt hatte, denn er spielte in allen Farben. Die Schöße schleifte ich als Schleppe nach, und der Kragen überdeckte mein Hinterhaupt; als Knöpfe waren einfach Holzklöße angenäht, und die Knopflochschlingen waren aus Bindfaden. Den Abschluß nach oben und unten bildeten ein zylinderartiger, ver-

schmierter Hut und ein Paar Kanuförmiger „zwiegenähter“ Schuhe.

Als wir am Abend beim Feuer saßen, kamen zwei Freunde des Fischers zu Besuch: eine große Wanderratte und ein Maorihuhn, die hier allabendlich die Gastfreundschaft des Ansiedlers genossen. Sie hatten immer friedlich ihr Mahl geteilt, aber heute sollte es zu einem tragischen Streit kommen. Die Ratte erschnappte ein Stück Fisch, das ihr der Fischer zuwarf; das Maorihuhn wollte es ihr entreißen: die Ratte floh, aber das Huhn war ebenso flink, holte die Ratte ein und zerschmetterte ihr mit einem Hieb ihres festen Schnabels den Kopf.

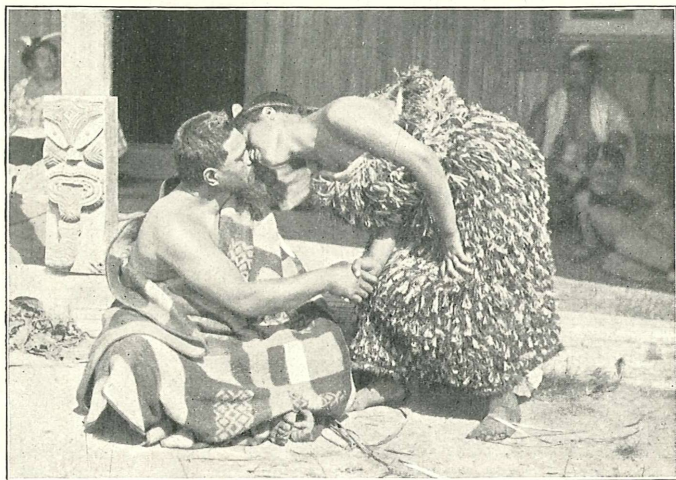
Am nächsten Tage balgte ich meine Sammlerbeute ab und verpackte sie. Am 6. fuhr mich der Fischer nach der Station zurück, die wir abends erreichten. Ich nahm von meinem einsamen Gastfreund herzlichen Abschied.

Am 10. grub ich in Maori-Middens. Es waren dies alte Maorikochplätze, die ich in der Haibuna öfters fand, Erdhügel, dann tiefe runde und längliche Gräben, um welche verbrannte Steine, zerbrochene Steinwerkzeuge und Splitter, dann auch große, flache Steine und längliche Schlagsteine lagen. Die ersten Tage hatte ich wenig Erfolg; ich fand nur einige Werkzeuge, Steinärte und kleine Nephritschmuckstücke. Als ich aber in der Nähe des Brunnersees eine jener kostbaren, großen Keulen aus Nephrit und eine Art aus dem gleichen, edlen Material ausgrub, da schlug mein Forscherherz in heller Freude.

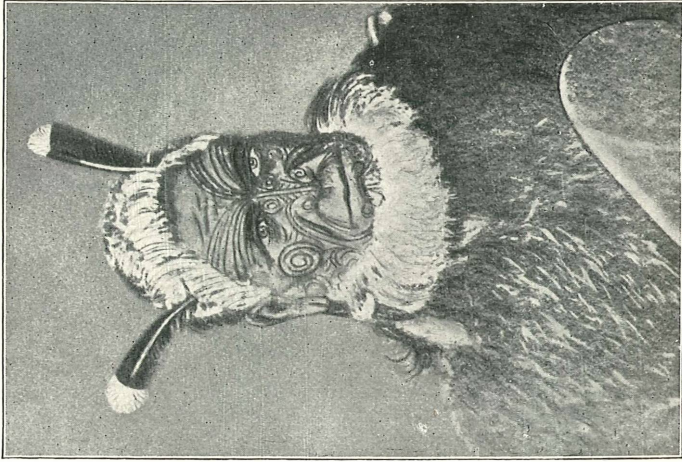
Trotz der Wetterunbilden ging die Rückreise ziemlich rasch und glatt vonstatten, und so endete glücklich und ohne besondere Zwischenfälle meine erste Expedition auf Neuseeland, von der ich reiche und interessante wissenschaftliche Beute heimbrachte.



Mein Freund Cäsar.



Gruß der Maori.



Hauptling Se Kuti.



Hauptling Se Wifora.

5. Neue Bergfahrten auf der Südinself.

Seit ich auf Neuseeland weilte, war es immer mein Bestreben gewesen, einen gut dressierten Hund zu bekommen, der allen Fährnissen des Forscherlebens gewachsen wäre. Ich hatte schon verschiedene Hunde ausprobiert, aber keiner erwies sich als tauglich. Da erwarb ich einen jungen Neufundländer, den ich „Cäsar“ nannte. Er war zwei Monate alt und so häßlich, daß meine Freunde, als sie ihn sahen, mir dazu gratulierten, daß es mir gelungen sei, den häßlichsten Hund Neuseelands ausfindig zu machen. Ich ließ mich aber nicht beirren und widmete mich eifrig seiner Erziehung. Ich führte die Dressur konsequent, doch ohne den Hund zu überanstrengen, durch und erreichte so in kurzer Zeit, daß Cäsar alle Fertigkeiten beherrschte, die ein Jagdhund besitzen soll. Bald aber entwickelte er jene außergewöhnlichen Fähigkeiten, durch die er mir zu einem Freund und Helfer auf allen meinen Forschungsreisen wurde, treuer und klüger, als ein Mensch es hätte sein können! — Elf Jahre lang diente er mir, und was er an Wundern von Klugheit, Treue und Opfermut vollbrachte, überstieg das Maß des Glaublichen.

Mein Chef und Freund Dr. von Haast machte mir eines Tages den Vorschlag, eine gemeinsame Expedition in die Alpen zu ihrer weiteren Aufschließung zu unternehmen. Freudig sagte ich zu und begann ohne Verzug mit der Ausrüstung für diese zweite Expedition. Wir wollten zum Ursprung der Rakaiä vordringen und die umliegende Gletscher- und Gebirgswelt erforschen.

Am 27. Februar um 7 Uhr früh brachen wir auf. Wir fuhren erst mit der Bahn bis Colgate; dort stiegen wir in

einen zweirädrigen Karren, und nun ging's flott — allzu flott — über offenes Land, durch Bäche und Moräste, ohne Straße dahin. Wir mußten uns fest an den Seitenlehnen halten, um nicht hinausgeschleudert zu werden. Mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßten wir das hoch über dem Kakaiafluß thronende Wirtshaus „Zur Windpfeife“. Es hat seinen Namen davon, daß durch alle seine Räume, auch wenn nur eine leichte Brise weht, der Wind in allen Tonarten pfeift.

Wir sprangen aus dem elenden Karren und dankten Gott, daß noch alle Knochen heil waren. Ein kräftiges Mahl tat unserm leergebeutelten Magen wohl. Nach dem Essen vertrieben wir uns die Zeit mit Wettschießen nach Flaschenhälsen, bis Herr Gerhart mit seinem Wagen ankam, um uns nach seiner Station Snowden zu führen.

Gerhart war von Dr. von Haast vorher brieflich verständigt worden. Er war ein reicher Farmer, der in dem wunderbaren Alpenvorland ein elegant und bequem eingerichtetes Herrenhaus bewohnte.

Am nächsten Morgen verließen wir, von einem Schäfer begleitet, die Station. Bergauf, bergab ging's auf Serpentinpfaden. Die Pferde erwiesen sich als geschickte Kletterer; nur das Packpferd hätte an einer schwierigen Stelle bald seine Last verloren.

Wir passierten glücklich den Wilberfordfluß. Meinen Hund trug die Strömung so weit abwärts, daß er erst nach einer halben Stunde nachkam. Gegen Abend erreichten wir die Station des Herrn Neave, Kakaia Fork.

Bei einem Ausflug auf den Mount Mcides bereitete mir Cäsar eine sonderbare Überraschung: Lebhaft, schweißwedelnd und das Maul vorsichtig geschlossen, kam er zu mir; ich aber verstand nicht, was er wollte, und befahl ihm,

das Maul zu öffnen. Zu meinem größten Erstaunen ent-
flog dem Maule Cäsars ein kleiner — Vogel! Vorwurfs-
voll blickte der Hund bald nach der Richtung, in die der
Vogel entchwunden war, bald nach mir, als wollte er
sagen: „Hättest du mich verstanden, dann wäre die Beute
nicht entkommen.“ Er brachte es später so weit, daß er
selbst lebende Schmetterlinge fast unbeschädigt apportierte.

Unserer Expedition hatten sich noch drei Herren an-
geschlossen, so daß wir am 4. März fünf Mann hoch dem
Gebirge zuritten; ein Packpferd mit Proviant, Lagergeräten
und Instrumenten trabte hinterher. Um 6 Uhr abends
wurde haltgemacht; Zelte wurden aufgeschlagen, Holz ge-
sammelt, und bald dampfte der Kessel über dem offenen
Feuer. Das Abendessen bestand aus Schafbraten, Brot und
Thee; zum Abschluß wurde der Nightcap (Schlafmütze) nicht
vergessen, d. h. der mit heißem Wasser und Zucker ver-
mischte Whisky. So saßen wir in der Runde und plauderten
von unserer weiteren Expedition.

Als wir am nächsten Morgen im Flußbett der Kakaia
weiter hinauf marschierten, enthüllten sich uns bald die
schneebedeckten Häupter der Berge.

Gegen 3 Uhr nachmittags erreichten wir eine halb ver-
fallene Hütte. Da hier ein guter Lagerplatz war, wurden
die Zelte aufgeschlagen. In weiter Entfernung sah ich am
Fuße des Ramsongletschers kleine bewegliche Punkte. Das
Fernglas zeigte mir etwa dreißig wilde Rinder, die auf
offenem Grasland weideten. Ich nahm meinen Karabiner
und versuchte mich anzupirschen; sie mußten aber von mir
Wind bekommen haben, denn sie wichen immer weiter zurück.
Erst nach einigen Stunden kam ich dem Rudel, das von dem
alten Bullen gedeckt wurde, so nahe, daß es mir nicht ent-
gehen konnte. Im Anblick der Todesgefahr aber beugten

die Tiere die Häupter zu Boden und brüllten so mitleidserregend, daß ich es nicht übers Herz brachte, einen Schuß abzufeuern.

Ein Herr der Expedition war mir nachgeeilt und erlegte ein junges Kind. Es wurde abgehäutet und zerlegt; bald prasselte der Lendenbraten über dem Lagerfeuer.

Das Lager befand sich am Fuß des Whitcombepasses auf terrassenförmigen Grashügeln. Ringsum ein wundervolles Naturbild. Einige hundert Schritte vor uns entsprang aus der Eishöhle des Gletschers der Rakaiastrom; der Whitcombstrom stürzte sich in Raskaden durch sein steiniges Bett, der Ramson- und der Lyellgletscher schoben ihre mächtigen Eismassen bis ins Tal.

Am nächsten Morgen ritten wir zum Fluß, voran Herr Neave, der als einer der besten Flußfurter bekannt war, um eine Stelle ausfindig zu machen, die nicht zu tief und reißend war. Die Strömung trug uns wohl ein wenig hinunter, aber wir erreichten glücklich das andere Ufer. Es war zwischen einer Felswand und dem Fluß gerade so viel Platz, daß die Pferde Halt fanden. Nach einigen Stunden Kletterns kamen wir auf ein mit Schnee gras bewachsenes Tafelland, auf dem kristallhelle Meeräugen zerstreut lagen, umgeben von drei Gletschern, dem Ramson-, Lyell- und dem von Dr. Haast nach mir benannten Reischegletscher.

Da Dr. von Haast müde war, blieb er hier zurück. Ich stieg noch weiter über die Schnee- und Eisflächen des Reischegletschers. Als ich zurückkam, hatte Dr. von Haast schon seine Pflanzen geordnet. Wir verpackten alles und rüsteten zum Abstieg.

Als wir spät abends bei unsern Zelten ankamen, fanden wir sie von Tausenden von großen Schmeißfliegen bedeckt, die alle Decken und Kleider mit Eiern besät hatten. Obwohl

wir die Zelte abbrechen und die Plätze ausräucherten, war doch die ganze Nacht hindurch ein Summen, daß man nicht schlafen konnte. Herr Whitcombe, jener mutige Forscher, nach dem dieser Platz benannt wurde, hat auf diese Art sein Leben verloren. Als er auf seiner Expedition vor Jahren bis zu diesem Punkt vorgedrungen war, hatten die Schmeißfliegen ihm alle Lebensmittel verdorben und seine Decken derart mit Eiern belegt, daß sie nicht mehr zu gebrauchen waren. Er verhungerte und erfror.

Am 8. März wurde die Rückreise angetreten. Noch am selben Abend erreichten wir die Station des Herrn Neave, wo wir von seiner Frau und den Kindern herzlich willkommen geheißten wurden. Wir aßen ein gutes Nachtmahl und plauderten noch über unsere Erlebnisse, dann begaben wir uns zur Ruhe.

Am 9. hatte ich viel Arbeit, da ich alle Bälge ordnen und die frischgeschossenen Tiere abbalgen und skelettieren wollte. Nachmittags rüstete ich mich zu einer selbständigen, viertägigen Forschungstour aus und verließ die Station. Der Weg, wenn man ihn so nennen darf, führte durch ein Tal. Da ich schwer zu tragen hatte, ging es nur langsam vorwärts. Es war schon 10 Uhr nachts, als ich Feuer machte; Lee mit Brot war mein Nachtmahl. Die Nacht war stürmisch und kalt; da ich nur eine Decke mithatte, mußte ich beim Feuer sitzenbleiben. Der Erfolg war, daß die eine Hälfte meines Körpers geröstet war, während die andere zu Eis wurde.

10. März. Nach frugalem Frühstück ließ ich Cäsar bei meinem Proviant zurück, weil er sich an den scharfkantigen Felsen die Pfoten zerschnitten hätte. Gegen Mittag kam ich zu Schutthalden mit größeren Steinblöcken. Hier hinderte mich ein Abhang am Weitersteigen, zurück aber wollte ich

nicht. Ich knüpfte eine Leine aus grünem Lilienflachs, versuchte ihre Festigkeit und band sie dann an einen Felsblock. Nachdem ich das Gewehr entladen hatte, begann die Talfahrt. Als ich etwa zwölf Meter abgeglitten war, ging der Knoten auf, und ich stürzte ab. Wie lange ich bewusstlos gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich zu mir kam, verspürte ich in allen Gliedern Schmerzen; das Gesträuch an den Wänden hatte meinen Fall aber abgeschwächt. Nachdem ich mich erholt hatte, kletterte ich an der entgegengesetzten Wand hinauf, wo ich einige schwierige Schuttstellen passieren mußte. Um 4 Uhr morgens erreichte ich endlich die gletscherumrahmte Spitze.

Die ersten Tagesstrahlen enthüllten mir ein weites Landschaftsbild mit zahlreichen Wasserfällen, fünf Flüssen, einem See und urwaldbewachsenen Tälern. Beim Abstieg erhob sich ein heftiger Sturm, so daß ich an ungeschützten Stellen auf allen vieren kriechen mußte, um nicht hinuntergeweht zu werden. In einer Schlucht wollte ich Mittag machen; zu meinem Schmerz bemerkte ich, daß mein Rucksack aufgerissen und der größte Teil seines Inhaltes vermutlich bei meinem Absturz verlorengegangen war. Ich trat den Rückweg an und erreichte nach Mitternacht das Lager.

Am 11. März 5 Uhr früh kehrte ich endgültig um, denn ich war bereits ohne Proviant. Um 6 Uhr abends erreichte ich die Station.

Trotz des schlechten Wetters und der hochangeschwellenen Bäche trat ich am 13. März die Rückreise an und kam am 14. nachts nach Christchurch zurück.

Bis zum 12. April arbeitete ich wieder eifrig im Museum, um mir die Mittel für meine nächste Expedition zu verschaffen, die mich auch mit der Nordinsel bekannt machen sollte.

6. Streifzüge auf der Nordinsel.

Am 17. Juli um 3 Uhr nachmittags lichtete der Schoner „Lorea“ die Anker und eilte mit vollen Segeln bei einer guten Südwestbrise aus dem Hafen von Lyttelton. Um 4 Uhr waren wir bereits auf hoher See. Die „Lorea“ glitt über die Bogen wie ein Schwan. Die Nacht war ruhig, und das Meer flimmerte von Millionen leuchtender Kleintiere. Mein Nachtlager war eine Bank, denn auf dem kleinen Schoner, der mit Waren vollbeladen war, gab's wenig freien Raum.

Am 18. Juli frischte der Wind auf, die See ging hoch; dem Schiff folgten Albatrosse und andere Sturmvögel. Gegen Mitternacht passierten wir die Cookstraße. Am 19. erhob sich nachmittags ein Orkan von Südost. Wir sahen nur noch Wasserberge; die Segel waren gerefft, alles sturmfest gemacht, zwei Mann standen am Steuerrad. Wie ein wildes Roß ritt die „Lorea“ einen Wasserberg hinauf, um dann wieder, fast senkrecht stehend, pfeilschnell in eine Wasserfchlucht zu stürzen; das Bugspriet bohrte sich in die nächste Welle ein, die klatschend über das Schiff wusch. Der Wind piff und heulte, das Schiff knarrte und ächzte, als wollte es aus den Fugen gehen, aber die klare Stimme des Kapitäns übertönte den Lärm, und seine Befehle wurden genau befolgt. Ich bewunderte die Eraktheit, mit der die Leute arbeiteten. Bis zum 20. früh verließ der Kapitän das Deck nicht.

An diesem Tag legte sich der Wind etwas, und die See wurde ruhiger. Wir waren aber noch 65 Kilometer von der Kaiparamündung entfernt. Am nächsten Tag hofften wir einlaufen zu können, starker Nordostwind trieb uns jedoch

wieder von der Küste weg, weil wir das kleine Fahrzeug nicht der Gefahr des Scheiterns an einer der Sandbänke aussetzen wollten.

Erst am 26. früh machten wir wieder einen Landungsversuch, aber nahe der Küste war so starker Nebel, daß wir abermals umkehren mußten. In der Frühe des 28. Juli besserte sich das Wetter; nun wurde wieder dem Lande zugesteuert. Schon kam das Ufer der Kaipara in Sicht, aber ehe wir durch die vielen Sandbänke in den Fluß kamen, verfinsterte sich das Firmament. Der Kapitän gab Befehl zum Umlegen; es war die höchste Zeit. kaum daß wir das offene Meer erreichten, wütete das Wetter wie vorher. Es wurde immer unangenehmer auf dem Schiff, denn Trinkwasser, Feuer, Holz und Kohlen gingen zu Ende. Der Kapitän und die Matrosen waren erschöpft. Gegen Abend wurde ein neuer Versuch gemacht, ich hatte aber schon keine Hoffnung mehr. Da ließ mich der Kapitän auf Deck rufen.

Es war ein überwältigender Anblick: Mit Donnergetöse wälzte sich die Brandung über die vielen Sandbänke, auf denen Wracks von gestrandeten Schiffen lagen. Für einen unkundigen Schiffer ist es gefährlich, hier zu landen, da sich der fahrbare Strom in Serpentinaen durch die Sandbänke windet. Zwei Matrosen standen am Vorderdeck beim Bugspriet, ein jeder mit einer schweren Art in der Hand, um in dem Augenblick, in dem wir über die Barre segelten, wo eine Sturzwelle nach der andern auf Deck schlug, die Vorplanken auszuschlagen, damit das Wasser schneller ablaufen könne.

Wie ein Pfeil schoß die „Lorea“ in die schützende Mündung des Flusses.

Auf den Bergkegeln, erloschenen Vulkanen, sah ich Überreste mächtiger Paks und in den Tälern Raingas, offene Dörfer der Maori, vereinzelt auch Farmhäuser. Wir fuhren

nun flusshauf und hielten in einigen Farmer- und Holzfällersiedlungen, um Güter auszuladen.

Am 1. August waren wir mit dem Ausladen fertig und segelten nach Aratapu zurück, wo das Schiff mit geschnittenem Holz für den Süden beladen wurde. Der Kapitän übergab das Schiff dem ersten Maat und fuhr mit mir über Auckland nach Dnehunga, einem großen Ort, der hauptsächlich von Pensionären und Seeleuten bewohnt wird. Kapitän Grundy führte mich in sein von einem Garten umgebenes Haus. Er stellte mich seiner Frau und seinen Kindern vor, die ihm freudig um den Hals fielen, denn sein langes Fernbleiben und das stürmische Wetter hatten sie besorgt gemacht.

Am 5. August ging ich nach Auckland, um mit Herrn Cheeseman, dem Direktor des Museums, Tauschgeschäfte abzuschließen und mich für eine längere Expedition auszurüsten. Tags darauf verabschiedete ich mich von der Familie. Vom Kapitän begleitet, fuhren wir nach der Kaipara zurück.

Das Kaiparagebiet, das ich kreuz und quer durchstreifte, erwies sich als ein reiches Gräberfeld alter Maorikultur. Ich war bei verschiedenen Farmern zu Gast, und jeder wußte mir Plätze oder Höhlen zu zeigen, an denen ich mit Erfolg Ausgrabungen machte. Ich fand sowohl alte Kochplätze mit Resten von Seehunds-, Maoriratten-, Fisch- und Vogelknochen als auch Begräbnisplätze mit menschlichen Gebeinen, dann Siedlungsruinen, aus denen ich Steinwerkzeuge, kleine Schnitzereien und Geräte holte. Die wertvollsten Stücke, ein reich geschnitztes Vorder- und Hinterteil eines Kriegskanus, erwarb ich von einem alten Maorihäuptling.

Besonders erfolgreich gestaltete sich aber mein Aufenthalt auf der Farm Mr. Wilsons in Te Awamutu am Wairoaflusse, die ich am 12. August aufsuchte.

Herr Wilson nahm mich gastlich auf und zeigte mir am

13. seine gutgepflegte Besingung, die inmitten eines Urwaldes in der Nähe von zwei Maorisiedlungen gelegen war.

14. August 1879. Nach dem Frühstück ging ich, von Wilson begleitet, den Wairoafluß abwärts und bog gegen Osten in den Urwald ein. Nach längerer beschwerlicher Wanderung durch das Dickicht kamen wir zu einer Waldlichtung, auf der wir die Reste eines alten Maoripahs fanden. Mein Begleiter erklärte mir, diese Ruinenstätte wäre für die Eingeborenen tabu, ein heiliger, unantastbarer Ort, und sie töteten jeden Fremden, den sie hier antreffen.

Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß keine Maori in der Nähe waren, untersuchten wir den Ort. Ich fand Steinwerkzeuge und interessante Schnitzereien. Als ich einiges davon an mich nehmen wollte, ließ es mein Begleiter nicht zu; die Maori dürften keinesfalls merken, daß wir hier waren. Ich befolgte zwar den Rat, beschloß aber, sobald als möglich allein, auf eigene Gefahr zurückzukommen.

17. August. Um 4 Uhr früh verließ ich die Station, ausgerüstet mit Proviant, Gewehr, Säge und Laterne und begleitet von meinem treuen Freund Cäsar. Ich ging am Wairoafluß entlang. Auf den Bäumen saßen große Scharben, die ihr Frühstück verdauten. Durch eine unvorsichtige Bewegung scheuchte ich sie auf; geräuschvoll flatterten sie davon und verrieten mich den Bewohnern des Maoridorfs.

Schon nach kurzer Zeit kamen mir zwei Eingeborene entgegen und fragten, wohin ich gehe und was ich hier suche. Ich gab vor, im Urwald jagen zu wollen. Scheinbar zufriedengestellt, gingen sie weiter; ich wußte aber, daß sie mir folgen würden.

Am Rand des Waldes schwang ich mich über eine felsige Stelle, an der sie meine Fußtapfen nicht verfolgen konnten, ins Dickicht. Ich kletterte den Berghang aufwärts und er-

Flomm auf der Anhöhe einen Baum, nachdem ich Cäsar im Gestrüpp verborgen hatte.

Von meiner Warte aus konnte ich den ganzen verlassenem Pah Marikuru übersehen. Noch hatte ich nicht nach allen Seiten Ausschau gehalten, als mir schon Cäsar durch leises Knurren andeutete, daß jemand in der Nähe war. Und richtig! Bald sah ich die beiden Maori an den Pah heranschleichen. Da sie mich nicht fanden, machten sie vor dem Pah ein Lager und hielten Wache. Ich blieb ruhig auf meinem luftigen Posten.

Es war ein herrlicher Frühlingstag: Wildtauben stiegen hoch hinauf in den tiefblauen Himmel und übten in kühnen Purzelbäumen ihre Fliegerkünste, Raubpapageien kreisten in eleganten Kurven über mir oder fielen kreischend in die höchsten Wipfel ein, und die Glockenvögel läuteten melodisch im dichten Lianengewirr. Geduldig wartete ich; ich wußte, daß meine beiden Maori beim Einbruch der Dunkelheit vor den nächtlichen Dämonen des Pahs Reißaus nehmen würden.

Ich hatte mich nicht geirrt: als sich die Sonne neigte, schlichen die Hüter des Heiligtums weg, zurück in ihr Dorf. Nun verließ ich mein Versteck und tastete mich im Dunkel vorsichtig vorwärts. In einer Mulde stieß ich mit der Hand an einen warmen, borstigen Körper. Das Etwas schnellte auf: es war ein Keiler, der sich sofort bellend und die Hauer schleifend zum Kampf stellte. Ich legte mich platt auf den Boden und hielt den Hund; denn kein Geräusch durfte mich verraten. Das Schwein blieb einige Zeit verwundert stehen, dann wandte es sich und trabte davon. Ich kroch nun mit dem Hund weiter und erreichte endlich den Waldrand.

Vor mir lag eine verfallene Hütte: ehemals der „Palast“ des Häuptlings Ngapui Tirorau, eines einst gefürchteten Kannibalen des Nordwairoadistrikts.

Ich wartete einige Zeit und horchte. Als ich sicher war, daß kein Maori in der Nähe weilte, entzündete ich die Blendlaterne, befahl Cäsar zu wachen und kroch in die verfallene Hütte.

Drinne standen zwei morsche geschnitzte Särge, daneben lagen Kästen mit Totengaben: Keulen aus Holz, Steinärte usw. Die Stein- und Holzwerkzeuge nahm ich an mich; dann kroch ich wieder aus der Hütte. Von der Hütte selbst nahm ich den 2½ Meter langen Mittelpfosten mit, auf dem eine sehr schöne geschnitzte Figur war, die das Porträt des Häuptlings Tirorau mit allen seinen Tatauierungen darstellte. Vorsichtig schleifte ich den Pfosten bis zum Fluß und sägte dort den Kopf ab, aber so, daß die Sägespäne vom Wasser weggespült wurden und von meiner nächtlichen Arbeit keine Spuren zurückblieben. Dann packte ich den wertvollen Kopf und die Geräte in meinen Rucksack, löschte die Laterne aus und wandte mich heimwärts zur Station. Aber im Dunkel des Dickichts verlor ich die Richtung; plötzlich fingen Hunde in der Nähe zu bellen an; ich war beim Maoridorf!

Rasch verbarg ich mich im Wald und wartete. Maoristimmen riefen nach den Hunden. Da ich mich mit Cäsar ruhig verhielt, hörten die Hunde wieder zu bellen auf. Nun führte mich mein treuer Cäsar durch den stockfinsternen, sumpfigen Wald zurück. Ich dachte nicht mehr daran, wie oft ich wohl gefallen und in Wasserlöcher eingesunken war, als ich schließlich gegen Morgen, zerkratzt und mit zerfetzten und durchnässten Kleidern, die Wiesen der Station Wilson erreichte. Zunächst versteckte ich meine Beute und ging dann ins Haus, wo man schon mit Besorgnis auf mich gewartet hatte.

18. August. Nach kurzem Schlaf ging ich, noch in der Dämmerung, auf die Wiese, holte meine gefährliche Beute, verpackte sie sorgfältig und übergab sie einem Freund zur

Weiterbeförderung nach Aratapu, wo sie Kapitän Grundy übernehmen und nach Christchurch weiterschaffen sollte.

Beim Frühstück warnte mich Wilson davor, mich weiter weg von der Station zu entfernen. Gestern sei der Maori-prophet hier gewesen und habe angekündigt, es werde mir übel ergehen, wenn ich noch einmal in der Nähe des Pahs gesehen werde. Ich schenkte der Warnung keine Beachtung und ging fort, um zu jagen und zu sammeln.

Beim Rückweg suchte ich Wilson auf, der im Wald ein Boot zimmerte. Ich fand bei ihm den Maorihäuptling und den Propheten. Wilson stellte mich vor. Die beiden Wilden waren von ausgesucht scheinheiliger Freundlichkeit; sie verlangten mein Gewehr und den Inhalt meiner Taschen zu sehen. Ich hatte in den Büchsen Giftspinnen, Tausendfüßer und Eidechsen, vor denen die Maori abergläubische Scheu empfinden. Ich öffnete also bereitwillig meine Sammelbüchsen und ließ sie dem Propheten, scheinbar unabsichtlich, vor die Füße fallen. Der lebendige Inhalt kroch dem geheiligten Mann an den Beinen herauf. Von Angst und Schrecken gepackt, vergaßen beide ihre würdevolle Haltung; sie nahmen Reißaus, und der Prophet schrie: „Er hat den Teufel auf mich losgelassen!“

Von diesem Tag an war ich gefürchtet, und keinem Maori gelüstete mehr nach den Geheimnissen meiner Tasche.

Bis zum 30. durchforschte ich noch die Umgebung, dann packte ich meine Sammlungen, bedankte mich bei meinen Gastgebern und fuhr den Fluß hinunter bis Raibu, von wo ich meine Beute nach Aratapu an Herrn Harders sandte.

Forscher- und Sammlereifer hielt mich bis zum März des Jahres 1880 im Gebiet des Raipara- und Wairoaflusses fest. Die Erlebnisse in den Wäldern, in denen ich das Leben der Vögel belauschte, die Entdeckerfreuden beim Ausgraben

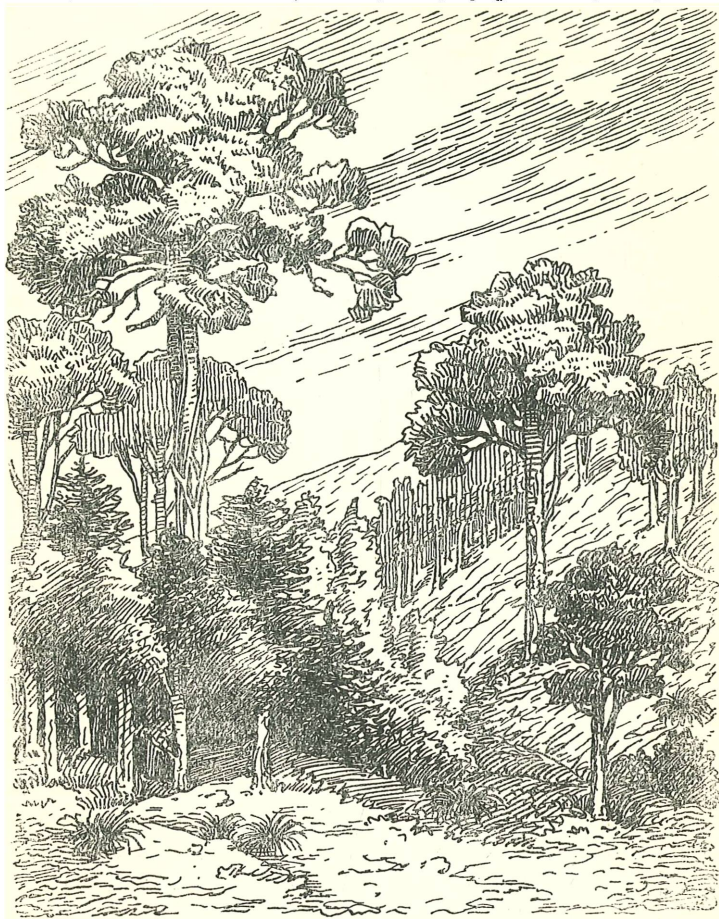
auf Maorilagerplätzen und an den fossilienreichen Sandstein-
Klippen längs der Flußläufe oder an der Meeresküste und
schließlich die geruhigen Stunden im Kreise gastfreundlicher
Farmerfamilien leuchten in meiner Erinnerung als ein
spannendes Kapitel meines Lebensromans; bei dem Versuch,
sie mit Worten wiederzugeben, verblaßt und erstarrt aber
das meiste zu einer einförmigen Aufzählung kleiner Ge-
schehnisse, und nur einige wenige Erlebnisse und Beobachtungen
erweisen sich als des Erzählens wert.

Den tiefsten Eindruck empfing ich von der Schicksals-
tragödie eines neuseeländischen Waldriesen, dessen letzte Zu-
flucht gerade dieses Gebiet der Nordinsel ist. Die Kauri-
fichte, der mächtigste Baum Neuseelands und einer der riesen-
haftesten überhaupt, wird von Jahr zu Jahr rücksichtsloser
ausgerottet. Die Kauriwaldungen, die ich noch sah, sind von
monumentaler Pracht. Kerzengerade streben die turmhohen
Stämme (60 Meter und mehr) auf, himmelstützenden Säulen
gleich. Der Menschen Habgier schändet die großen Heilig-
tümer der Natur und schafft an ihrer Stelle eine neue
nüchterne Welt der Maschinen und Kasernen.

Vor dem Fällen der Riesen wird das Unterholz ver-
brannt; dabei kommt es oft vor, daß ganze Wälder Feuer
fangen und dann wochenlang, durch das reichliche Harz ge-
nährt, als Riesenfackeln die Gegend erhellen. Mit Wehmut
durchwanderte ich solche Waldruinen, deren verkohlte Stamm-
stümpfe sich wie anklagende Finger gen Himmel strecken.

Im lebenden Wald, unter den Wurzeln der Kataliane und
anderer Bäume, fand ich ein Naturkuriosum, die Aweta-
(auch Hotete-) oder Pilzraupe. Diese Nachtfalterraupe ver-
kriecht sich zur Verpuppung unter die Erde, aber in vielen
Fällen entwächst ihr statt eines Schmetterlings — ein Pilz!
Ein 15 bis 25 Zentimeter hoher Sporentragender Stengel ragt

zwischen Kopf und erstem Leibestring der Raupe empor, die Raupe selbst aber bleibt, nun zum Pilz geworden, trotzdem



Kaurffichten.

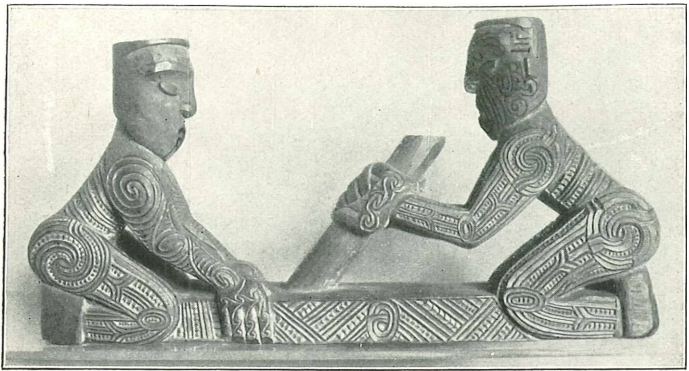
unverändert. Sie verwest nicht und schrumpft auch nicht ein. Wenn man die verpilzte Raupe der Länge nach durchschneidet,

sieht man genau den Eingeweidekanal; Beine, Kopf und Raupenwerkzeuge bleiben unverändert. Nimmt man den weichen Raupenpilz aus der Erde, so wird er bald ganz hart und holzig.

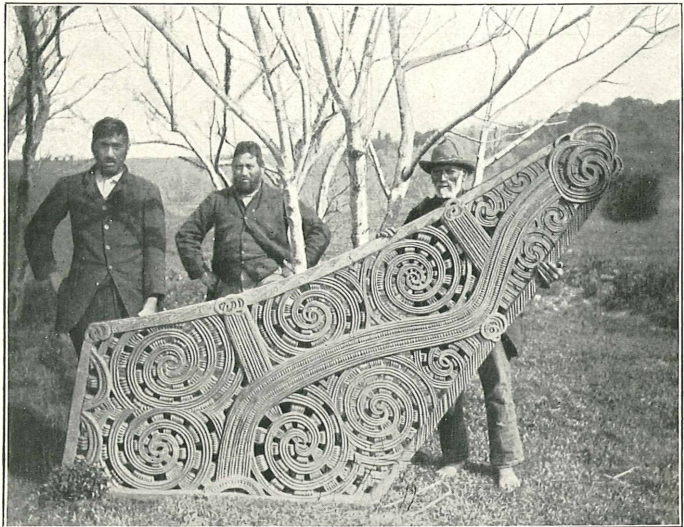
Ein anderes Naturwunder, bei dem die kleinsten der Tiere im Verein mit den grotesken Bildungen einer Tropfsteingrotte die Illusion eines Märchenpalastes geschaffen haben, fand ich gelegentlich eines Ausfluges, der mich von Paparua aus durch die Waipuschlucht und über die Waipuebene in das Whangareibergland führte. Ich kam dort, im waldigen Berglande an der Whangareistraße, zu einer Höhle, aus der ein Bach hervorsprudelte. Im Innern fand ich große Stollen mit Tropfsteinbildungen, die alle möglichen Formen und Figuren, Baumstämme, Kanzeln und anderes nachahmten. Ich kroch einige Stunden herum und war erstaunt, auf der Decke der Stollen eine Unmenge von leuchtenden Kleintieren zu finden, die das Innere der Gänge magisch erhellten.

Zwei aufregende Erlebnisse, beide mit glücklichem Ausgang, ereigneten sich kurz hintereinander, als ich in Paparua weilte.

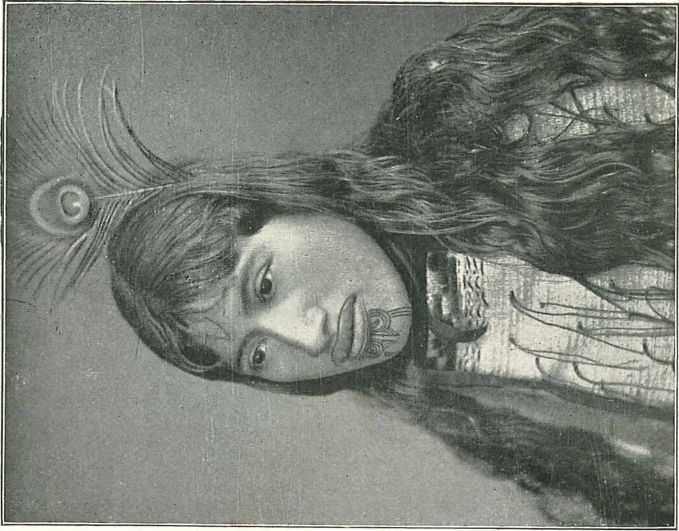
Die Fossilien am Flußufer bei Paparua waren so fest im Kalkstein eingeschlossen, daß das Herausmeißeln nur langsam vonstatten ging. Um die Arbeit zu beschleunigen, legte ich eine Dynamitpatrone. Da aber ein regnerischer Tag war, ging die Lunte aus; ein zweites Mal angezündet, versagte sie abermals. Ich ersetzte sie deshalb durch eine neue und versteckte mich, nachdem ich sie wieder angezündet hatte, hinter einem Felsen. Da die Lunte wieder versagt zu haben schien, ging ich vorsichtig näher; schon wollte ich nach der Lunte greifen, da hörte ich plötzlich ein Zischen: ich fand gerade noch Zeit, einen Sprung nach rückwärts zu machen und mich platt auf den Boden zu werfen — da explodierte die Patrone,



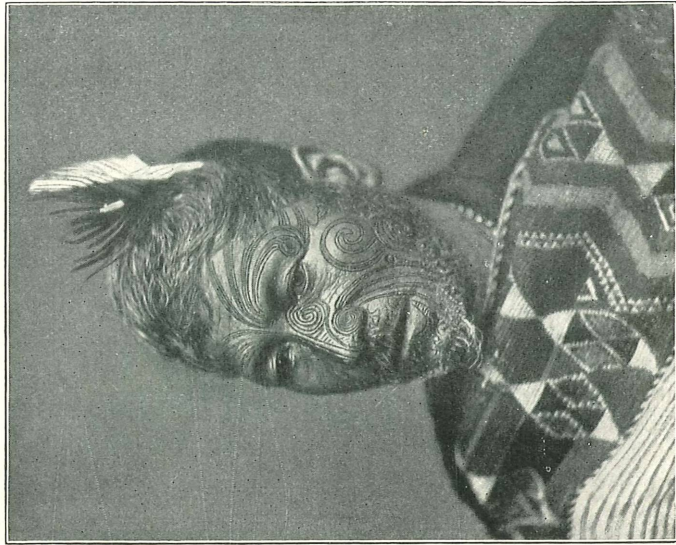
Feuermachende Maori (Mann und Frau).



Bugverzierung eines Kriegskanus.



Häuptlings-tochter.



Häuptling aus dem Königsland

und die Felsstücke sausten und sangen über meinen Kopf hinweg. Ich sammelte sie; es waren sehr hübsche Versteinerungen darunter.

Am 14. Januar ritt ich zu Herrn Coats, einem Rinderfarmer, und durchstreifte von dessen Station aus einige Tage die Umgebung. Nach drei Tagen kam ein Bote mit der Nachricht, mein Cäsar sei Herrn Aven, bei dem ich ihn zurückgelassen hatte, entlaufen. Da der Verlust des Hundes für mich sehr schmerzlich gewesen wäre, ließ ich mein Pferd satteln und ritt los. Ich erkundigte mich in dem nächstgelegenen Ort Matafui, ob man Cäsar nicht gesehen habe, und fragte in allen Häusern nach ihm. Die Leute erzählten, Cäsar habe Haus für Haus durchsucht, aber nirgends das Futter, das ihm geboten wurde, angenommen. Wenn er sich überzeugt hatte, daß ich nicht da war, wandte er sich weiter. Er wurde gesehen, wie er die Flüsse durchschwamm und in der Richtung nach Paparoa weiterlief.

Zu meiner größten Befriedigung fand ich ihn bei meinem dort zurückgelassenen Zelt liegen. Die Freude Cäsars, als er mich sah, läßt sich nicht beschreiben. Erst in Paparoa hatte Cäsar, wie ich hörte, Nahrung angenommen, und zwar nur von Kindern gereichte.

Am 13. März wandte ich mich nach Auckland. Von dort aus unternahm ich eine Erkursion in das Waitakereigebirge, um Herrn Worsly, einen alten, als Kiviijäger bekannten Kolonisten, aufzusuchen. Er bewohnte im Walde ein bescheidenes Blockhaus, das ich für einige Zeit zu meinem Hauptquartier machte.

Ich war selten zu Hause, denn so oft ich bei Nacht den Ruf eines Kivi hörte, ging ich tags darauf weg, um ihn aufzuspüren. In den dunklen, feuchten Schluchten und Tälern fand ich häufig bei Tag die Kivi schlafend, den Kopf unter

den Federn versteckt. Mit reichen Erfahrungen und schöner Beute beladen, kehrte ich nach einigen Tagen wieder nach Neuland zurück, um durch Arbeiten im Museum neue Mittel für weitere Expeditionen zu schaffen. Zwischendurch machte ich einen interessanten Abstecher nach den Goldfeldern von Thames und Coromandel. Eine meine Arbeiten abschließende Ausstellung, die ich im Oktober in den Räumen des Neulandmuseums veranstaltete, brachte mir reichliche Geldmittel für neue Unternehmungen ein. Gern nahm ich deshalb einen Vorschlag des Herrn Firth an, eine Reise nach den bei Neuland gelegenen Inseln zu unternehmen.

7. Die Suche nach dem Wundervogel.

Das erste Forschungsziel der vierten Expedition war die Hauturuinsel, in deren stillen, jungfräulichen Urwäldern ein seltener Vogel, *Pogonornis cincta*, hausen sollte, der auf Neuseeland längst ausgestorben war.

Ich habe alle meine Energie und Zähigkeit aufgewendet, um diesen fast ganz unbekanntem und dem Aussterben nahen Vogel aufzufinden und zu beobachten. Nach vielen gefahr- und mühevollen vergeblichen Versuchen erreichte ich mein Ziel: im tiefsten Urwaldversteck der Hauturuinsel war er plötzlich vor mir — wie die blaue Blume der Romantik, die sich dem gläubig Suchenden als höchster Lohn erschließt.

Es wird vielen Lesern wunderbar erscheinen, daß ein Mensch, statt vernünftig Gewinn auf Gewinn zu legen, sein Leben und seine Arbeitskraft der Familie zu erhalten, einem seltenen Vogel nachläuft, daß er bereit ist, sein Leben dafür zu lassen und sein mühsam erworbenes Geld zu opfern. Um diese Narrheit recht anschaulich zu machen, will ich dem

Tagebuch etwas Gewalt antun und alle Erlebnisse und Abenteuer, die mit der Suche nach dem wunderbaren Glockenvogel zusammenhängen, zu einer Erzählung zusammenfassen.

Das erste ausgestopfte Exemplar des Pogonornis sah ich im Museum zu Christchurch. Ich interessierte mich sehr für das seltene Tier und erfuhr von Sir Julius von Haast, daß noch einige wenige Exemplare in den unberührten Urwäldern auf der Hauturuinsel leben sollten. Da war mein Entschluß gefaßt, überall nach diesem Vogel zu suchen und ihn genau zu beobachten.

Meine erste Expedition nach der Hauturuinsel unternahm ich im Oktober 1880. Ich fuhr mit dem dem Häuptling Tinatahi gehörigen und von ihm selbst befehligten Kutter „Rangatira“ von Auckland ab. Als wir die Kawauinseln passiert hatten, erhob sich ein heftiger Sturm, der das kleine Fahrzeug wie eine Nuschale hin und her warf.

Als wir gegen Abend vor die Hauturuinsel kamen, meldete der Häuptling, daß wir wegen der hohen Brandung nicht landen könnten, sondern in die Bucht von Little Omaha segeln und dort besseres Wetter abwarten müßten.

Am dritten Tag segelten wir wieder aus, aber die Brandung an der Südwestseite der Insel war noch zu stark, wir fuhren also nach Nordwesten, wo es uns mit vieler Mühe und nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen gelang, zu landen. Eine verfallene Maorihütte unweit des Strandes wählte ich als Lagerplatz. Proviant und Lagergeräte wurden ausgeschifft, dann segelte der Kutter wieder ab, da er noch vor der Nacht aus dem gefährlichen Bereich der Felsenriffe kommen mußte.

Am nächsten Morgen begann ich, in westlicher und südlicher Richtung Pfade durch den Urwald zu hauen. Ich beobachtete viele Vogelarten, aber der Tiora (so nennen die

Maori den Pogonornis), den ich suchte, war weder zu sehen noch zu hören. Nach sechs Wochen vergeblichen Forschens gab ich für diesmal das Suchen auf.

Im Jahre 1882 sandte ich meinen Assistenten Dobson mit Proviant und Lagergeräten voraus nach der Hauturuisel, mit dem Auftrag, die alten Hütten auszubessern und neue zu bauen. Im Juni verließ ich mit dem Kutter „Wassersilie“ Auckland. Wieder brach ein fürchterlicher Sturm aus, der noch heftiger war als das erstemal und der das Fahrzeug fünf Tage auf offener See herumwarf, ohne daß es landen konnte. Schließlich mußten wir unverrichteterdinge nach Auckland zurückkehren, da sich das Wetter nicht ändern wollte.

Erst am 15. Oktober gelang es mir, mein Vorhaben auszuführen. Mein Assistent wartete am Strand. Wir packten Proviant und Geräte in ein kleines Boot und ruderten damit an die Südostseite der Insel. Dort schafften wir unsere Sachen an Land und zogen das Boot so hoch wir konnten auf Seilen auf, um es vor dem Zerschellen zu schützen. Am Fuß eines mächtigen Uferfelsens bereiteten wir unser Lager. Eine herrliche Nacht überwölbte uns Einsame. Silbergrauer Nebel schlich über die Meeresfläche, ein tiefdunkelblauer Sternenhimmel war über unsern Häuptern aufgetan. Wie eine Orgel brauste die Brandung einer unberührten Welt den Schlafgesang.

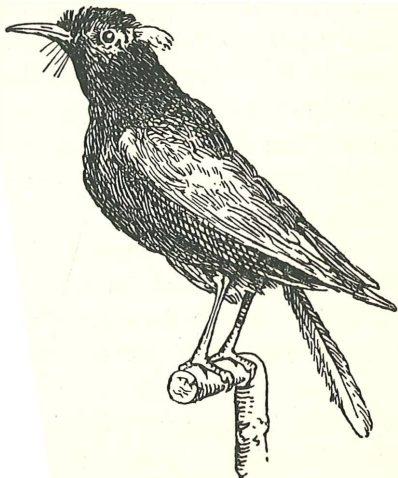
In solchen wunderbaren Einsamkeiten der Wildnis tat sich meine Seele auf, und ich fühlte mich mit allem werdenden verwandt. Gottes herrlicher Mantel Natur entfaltete sich, und ich schaute den Zusammenhang seiner tausendfältig verschlungenen Ornamentik. Hier fühlte ich — was ich wohl vor denen verschweigen mußte, die auf Bildung und Zivilisation schwören —, daß der zivilisierte Mensch das ärgste Ungeziefer dieses Erdballs ist; wohin er kommt, vernichtet

er das wunderbare Gleichgewicht der Natur und ist, soviel er sich auch mit allen Künsten müht, nicht imstande, das Zerstörte zu ersetzen.

Am Morgen begannen wir den mühsamen Anstieg über die Felswand. Bergauf und bergab ging's durch dichten Urwald bis zu einer aus Nikaupalmstämmen erbauten Hütte, die mein Assistent errichtet hatte. Hier wurde gerastet.

Am nächsten Morgen begann ich einen Pfad ins Innere der Insel anzulegen. Bei dieser Arbeit hörte ich zum erstenmal zu meiner freudigsten Überraschung den Lockruf des Tiora! Der Ruf dieses Vogels täuscht; man glaubt, ihn aus nächster Nähe zu vernehmen, während in Wirklichkeit der Vogel weit weg ist.

Als ich am andern Tag wieder mitten bei meiner Arbeit war, gab Cäsar plötzlich Laut. Ich blickte auf und sah im Dickicht, in allernächster Nähe, ein Tioramännchen aufgereggt hin und her hüpfen. Überrascht betrachtete ich den farbenprächtigen Sonderling, der sich so lange Jahre vor mir verborgen hatte. Nun sah ich wieder tagelang keinen Tiora mehr. Erst am 7. November erspähte ich bei Überschreitung eines Gebirgskamms ein Pärchen, am 8. fand ich wieder eines und entdeckte auch ihr Nest. Auf dieser Expedition erlegte ich vier Exemplare der seltenen Vogelart.



Tioramännchen.

Als der Proviant zur Neige ging, kehrten wir auf dem Weg, den wir gekommen waren, zurück. An der Küste angelangt, vermißten wir unser Boot. Nach langem Suchen fanden wir zwischen Felsblöcken zerbrochene Planken und Ruder. Die Brandung hatte das Boot trotz seiner hohen Lage erreicht und zertrümmert. Es blieb uns also nichts übrig, als zu Fuß mit unsern schweren Lasten die Küste entlang zu klettern. Von Stein zu Stein springend, an Felsgesimsen kletternd, erreichten wir erst spät abends die Ansiedlung der Eingeborenen. Hier blieben wir noch eine Woche; ich ordnete und verpackte meine Sammlungen, und dann kehrten wir mit der „Rangatira“ wieder nach Auckland zurück.

*

*

In Auckland warteten meiner neue Aufträge für Museum und Privatsammler. Mitte November rüstete ich mich wieder aus, fuhr mit dem Küstendampfer „Argus“ bis Whangarei Head und quartierte mich bei Herrn Leod ein. Am 18. wurde ein offenes Boot instand gesetzt, und da das Wetter günstig war, segelten wir tags darauf nach der Tarangainself, die $5\frac{1}{2}$ Kilometer südlich der Moro-tiri-Inself liegt.

Als wir mein Gepäck an Land gebracht hatten, kehrte Leod nach Whangarei Head zurück, und ich blieb mit Cäsar allein auf dieser nur von Vögeln bewohnten Insel.

Am 22. kletterte ich den südlichen Berghang hinauf, um auf das nur stellenweise mit niedrigen Manukasträuchern bewachsene Plateau zu gelangen. Abends kehrte ich zu meinem Lager zurück, in der Erwartung, daß Leod, wie wir vereinbart hatten, gekommen sei, mich abzuholen. Ich wartete bis zum Einbruch der Dunkelheit am Strand, aber das Boot kam nicht. Am nächsten Tag blieb ich bei meiner Hütte und

balgte meine Jagdbeute ab, aber wiederum wartete ich vergeblich auf das Boot! Mein Proviant ging schon zur Neige; allerdings boten mir tranige Seevögel Ersatz.

Am 24. früh stieg ich wieder, von Cäsar begleitet, von Süden auf. Zu meiner Überraschung fand ich zwischen Felsen kleine Alpenpapageien, die ich vorher nur auf den südlichen Alpen, niemals aber im Bereich der Nordinsel gefunden hatte; auch in der Literatur war über dieses Vorkommen nichts vermerkt. Voll Freude suchte ich noch weitere Paare und achtete nicht auf den starken Regen, der das Klettern an steilen Hängen erschwerte. Ein dichter Nebel fiel ein, so daß ich mich nicht mehr zurechtfinden konnte.

Als ich über eine steile Berglehne hinabklettern wollte, glitt ich aus und sauste in die Tiefe. Knapp über dem Meer verfing sich der Riemen meines Gewehrs im Gestrüpp, und nun schwebte ich zwischen Himmel und brandendem Meer in einer fürchterlichen Lage; die Hähne des Gewehrs hatten sich beim Sturze gespannt, und seine Läufe senkten sich gegen meine Brust. Es blieb mir keine andere Wahl, als mit raschem Griff eine Wurzel zu fassen und mich auf einen vorspringenden Fels zu schwingen. In diesem Augenblick krachte ein Schuß, und die Kugel piff knapp an meiner Brust vorbei.

Ich konnte wieder festen Fuß fassen, entlud den zweiten Gewehrlauf und begann, weiter die Felsen entlang zu klettern. Der Sturz und die Aufregung hatten mich aber so geschwächt, daß ich wieder abrutschte. Ich verlor das Bewußtsein. Als ich erwachte, spülte die Brandung über mich. Mit blutenden Händen und Füßen schleppte ich mich weiter und erreichte, halb ohnmächtig vor Schmerzen, gegen Mitternacht meine Hütte. — Das Boot war immer noch nicht da!

Am nächsten Morgen konnte ich mich vor Schmerzen

im Rücken nicht erheben. Da ich niemand als Cäsar bei mir hatte, kroch ich auf allen vieren mühsam zur Quelle, um Wasser zu holen. Vier Tage lang konnte ich nur kriechen und vor Schmerz nicht schlafen; mein treuer Cäsar heulte und lief alle Augenblicke auf einen Felsvorsprung, um das Meer zu beobachten, als wollte er ein Boot oder andere Hilfe herbeischaffen. Als ich am fünften Tag wieder aufrecht stehen konnte, sprang Cäsar um mich herum und bellte vor Freude.

Wieder eilte er zum Felsen, und nun wurde er fast toll. Sein Bellen klang wie ein Jauchzen, denn er sah — das Boot! Ich hatte Mühe, ihn zu halten, denn am liebsten wäre er ins Meer, dem Boot entgegengeschwommen. Als der Kapitän ankam und mich begrüßte, entschuldigte er sich damit, daß er des schlechten Wetters und der Stürme wegen nicht früher hätte kommen können. Wir schafften meine Geräte und Sammlungen ins Boot und segelten nach Whangarei Head.

Am 6. Dezember fuhr ich mit Leod und Fred Consen in einem offenen Boot nach den Moro-tiri-Inseln. Wir hatten eine leichte Brise, das Wetter war schön, und die Erzählungen unseres Bootsmanns von seinen Abenteuern auf See ließen uns die Zeit nicht lang werden.

Die Fauna dieser Inseln ist reichhaltig; es kommen zwanzig verschiedene Vogelarten vor. Ich entdeckte hier eine neue Art, die ich Puffinus assimilis nannte.

Das Merkwürdigste an dieser Entdeckung war, daß ich diese Sturmvögel mit den Brückenechsen, den seltenen und absonderlichen neuseeländischen Drachen, in gemeinsamen Höhlen hausend vorfand.

Diese Echse ist ein letzter Sproß der Saurier; sie besitzt in ihrem Jugendstadium noch ein drittes Auge, das sogenannte Parietal- oder Scheitelauge. Sie baut mit dem Vogel ge-

meinsam eine Höhle, worin diese beiden ungleichen Kameraden in Frieden leben und ihre Zungen behüten. Ihre Freundschaft geht sogar so weit, daß einer den andern vor feindlichen Angriffen verteidigt.

Am 10. Dezember teilte mir der Bootsmann mit, wir müßten absegeln, schlechtes Wetter sei im Anzug. Nur schwer trennte ich mich von diesen einsamen Inseln, auf denen mir die Zeit nie lang geworden war.

Ich brachte meine Sammlungen an Bord, und wir segelten Whangarei Head zu. Einige Tage widmete ich mich dort dem Ordnen meiner Beute.

Nach einem kurzen Besuch der Guanoinsel und einer Wanderung zu den alten Maorisiedlungen bei Waikaraka kehrte ich mit reicher Beute beladen nach Neuseeland zurück, um dort bei einer befreundeten Familie Weihnachten zu verbringen und auch meine Kasse wieder aufzufrischen.

Am 2. März ritt ich ins Waitakereigebirge, um die dortigen Urwälder weiter zu durchforschen. Wieder schlug ich mein Quartier bei Herrn Worsly auf und lebte fast ständig im Walde, Kiwi und die vielen andern Vogelarten beobachtend.

Am 25. März kehrte ich nach Neuseeland zurück und arbeitete dort zur Gewinnung der Mittel für eine größere Expedition. Im August unterbrach ich diese Tätigkeit, um ins Kaiparagebiet zu reisen; dort vervollständigte ich meine Kenntnis der Maorissprache. Ende August kehrte ich nach Neuseeland zurück und spannte mich wieder ins Joch.

8. Im Lande der Kannibalen.

Ein ganz besonders glücklicher Zufall verschaffte mir die Möglichkeit, das Urmaoriland, die King Country (Königsland), betreten zu dürfen, dessen Grenzen bis dahin den

Europäern verschlossen waren. Der Maorikönig Taruhiao war nach dem Maorikrieg von Kuito nach Hikurangi übersiedelt, einem auf einem Berge gelegenen Dorfe, von dem aus man weit ins Land sah.

Als erster unternahm es Sir George Grey, der hochangesehene Staatsmann und frühere Gouverneur von Neuseeland, im Jahre 1878 Taruhiao aufzusuchen, um ihn und seine Hauhaus freundlicher gegen die Europäer zu stimmen. Dies gelang ihm auch insoweit, als König Taruhiao im Sommer 1882 der Einladung des Bürgermeisters von Auckland Folge leistete und mit großem Gefolge nach Auckland kam.

Die Stadt nahm ihn mit hohen Ehren auf und veranstaltete viele Feste aus Anlaß des Maoribesuchs.

Diese Gelegenheit benutzte ich, um mit Taruhiao bekannt zu werden, und ich verließ gleichzeitig mit dem König Auckland, um an die Maorigrenze zu reisen.

Die Fahrt bis zum Grenzstädtchen Alexandra war für mich ein großes Erlebnis.

Meine Reisegefährten, die hochstehenden Häuptlinge Taruhiaos, erzählten mir von ihrem Volke, ihrem Kampf um Land und Recht, während wir die Gegenden passierten, die den Schauplatz des heldenmütigen Kampfes der Maori gegen die Eindringlinge, die Pakeha (Europäer), bildeten.

Es war mir, als unternehme ich eine Fahrt in eine längst versunkene Vergangenheit. Aus dem Lärm und der banalen Geschäftigkeit der europäischen Stadt entführten mich Urväter des Menschengeschlechts in ein Zeitalter der Rechtlichkeit und der Zusammengehörigkeit mit Gott und Natur. Noch ehe sich die den Weißen streng verschlossenen Pforten des heiligen Maorilandes vor mir aufthaten, ward ich eingeweiht in ihre Lehre.

Ich will deshalb auch den Leser, ehe ich ihn mit mir ins

Königsland führe, durch die Vergangenheit, die Weltanschauung und die reine Seele eines freien Volkes geleiten.

Die Geschichte Neuseelands läßt sich nicht weit zurückverfolgen, da die Maori keine Schriftzeichen kannten; ihre Vergangenheit ist in das Dunkel sagenhafter Überlieferung gehüllt.

Der erste, der auf Neuseeland landete, war der Holländer Abel Jansen Tasman, der am 18. August 1642 in einer großen „Bucht“ an der Nordspitze der Südinself ankerter. Er wurde, bevor er das Land betreten konnte, von Eingeborenen überfallen und mußte sogleich wieder absegeln. Die Bucht nannte er nach seinem gefährlichen Erlebnis Murder Bay (Mörderbucht).

Das Ziel aller Seefahrer war damals die Entdeckung eines großen Kontinents, der Terra australis, des Südlandes, das man in diesen Gegenden vermutete. Auch Tasman hielt die Mörderbucht für einen Teil der Küste jenes utopischen Festlandes.

Drei Monate nach Tasmans Fahrt entdeckte ein anderer Holländer, Hendrik Brouwer, daß die vorher als Teile eines Kontinents angesehenen Landteile nur Inseln waren; seitdem erhielt die Inselgruppe den Namen Neuseeland.

Lange Zeit blieben die Inseln gemieden, da die bösen Erfahrungen Tasmans ihre Ureinwohner als ein grausames Volk von Mördern erscheinen ließen. Erst im Jahre 1769 erfolgte die eigentliche Entdeckung Neuseelands durch James Cook.

Er landete an der Ostseite der Nordinsel und betrat als erster Europäer den Boden Neuseelands, umsegelte die Nord- und Südinself, entdeckte die nach ihm benannte Meeresstraße und trat mit den Maori in Berührung, denen er die ersten europäischen Nutzpflanzen und Haustiere brachte.

Zu einer regelrechten Kolonisation kam es jedoch erst

im Jahre 1814 durch den Missionar Samuel Marsden und eine kleine Schar mutiger, in edlem Sinn christlicher Männer, die in dem Gebiete der Bay of Islands tätig waren.

Vorher waren wohl schon Europäer nach Neuseeland gekommen, die sich auch an verschiedenen Orten angesiedelt hatten, aber das war der ärgste Auswurf des Europäertums: aus den australischen Gefängnissen entsprungene Verbrecher und wüste, tierische Abenteurer.

Die Maori hatten so die Weißen von ihrer widerlichsten, abschreckendsten Seite kennengelernt, als eine habgierige, ihre geistige und zivilisatorische Überlegenheit nur zu Schlechtem nützende Rasse, und so war es nicht verwunderlich, daß sie dem neuen europäischen Zuzug mit Mißtrauen und Feindseligkeit begegneten.

Der makellose Charakter Marsdens, sein freundliches Entgegenkommen gegen die Maori und seine Gerechtigkeit imponierten jedoch nach kurzer Zeit den Eingeborenen, und rasch gewann er eine wachsende Anhängerschaft.

Die Missionare lernten die Maorisprache, übersetzten die Bibel und errichteten Schulen, die von den Maori fleißig besucht wurden. So schien die Kolonisation eine günstige und menschliche Entwicklung zu nehmen. Aber die Erfolge Marsdens zogen immer mehr Europäer nach Neuseeland, und der Geist der Habgier, der die vertrauensvollen Eigentümer des Landes ausbeuten und ihres Landbesitzes berauben wollte, nahm überhand.

In gleichem Maße wuchs auch das Mißtrauen der Maori. Ihre scharfe Intelligenz durchschaute bald die Praktiken der Christen, die ihre Lehre von der Nächstenliebe recht einseitig auffaßten. Sie sahen, wie sich die Gäste in ihrem Lande breitmachten und sich bald als die unumschränkten Herren aufspielten.

Anfänglich gab es nur wenig Streitigkeiten zwischen Maori und Europäern, die zumeist durch das Verschulden der letzteren entstanden waren, sei es, daß sie die Maori bei der Erwerbung von Landbesitz übervorteilt, sei es, daß sie deren Sitten und Gebräuche nicht geachtet hatten. Der Ausgang solcher Streitigkeiten war meist der, daß die Maori eine Anzahl Europäer im Kampfe töteten und dann — verspeisten.

Im Jahre 1835 soll ein gewisser Charles Baron de Thierry, der sich „Sovereign Chief“ von Neuseeland und König von Nukuhiva (eine der Marquesasinseln) nannte, nach England, Frankreich und Amerika Proklamationen geschickt haben, in denen er seine Absicht kundtat, Neuseeland als einen selbständigen Staat unter seiner Herrschaft zu okkupieren.

Mag die Geschichte erfunden oder wahr gewesen sein, jedenfalls waren die Engländer, bestrebt, aus den Maori eine rechtsgültige Anerkennung der englischen Oberhoheit herauszupressen, entschlossen, diesen Fall für ihre Interessen auszunutzen. Sie konnten unter dem Titel eines Schutzbundes gegen jeden Angriff von außen die Maori, ohne daß sie es recht merkten, zu englischen Untertanen machen.

Busby, der damalige britische Resident, berief am 10. Oktober 1835 eine Versammlung der Europäer und hervorragenden Maorihäuptlinge der Nordinsel ein. Den Maori wurde die Nützlichkeit eines Bundes auseinandergesetzt und ihnen angedroht, im Falle ihrer Weigerung werde jener „Sovereign Chief“ kommen und sie alle vernichten und verbrennen.

Die Engländer erreichten ihren Zweck. Die eingeschüchterten Maori unterzeichneten am 28. Oktober 1835 in Waitangi einen Vertrag, die sogenannte „Declaration of the Independence of New Zealand“.

Im Jahre 1837 erhielt die „New Zealand Company“ von der englischen Regierung eine Konzession zur Kolonisierung Neuseelands. Im Jahre 1840 wurde an der Cookstraße Wellington, die heutige Hauptstadt, gegründet. Im Januar 1840 erschien Captain William Hobson als von der englischen Regierung entsandter Konsul und stellvertretender Gouverneur von Neuseeland; er besaß eine Vollmacht, mit den Eingeborenen und ihren Häuptlingen über die Abtretung ihrer von der britischen Regierung bisher noch anerkannten landesherrlichen und Territorialrechte an die Königin von England zu verhandeln. Europa forderte also schon den Dank für den bisher geleisteten „Schutz“.

Hobson ließ sich in dem damals noch sehr kleinen Auckland nieder. Seine Verhandlungen führten am 6. Februar 1840 zum Vertrag von Waitangi (zu deutsch: Weinendes Wasser). Dieser rasch ausgefertigte Vertrag wurde nicht nur von den meisten Häuptlingen der Nordinsel, sondern auch von vielen der Süd- und Stewartinsel unterfertigt; insgesamt weist er 512 Unterschriften auf. Ein Obelisk bezeichnet heute die Stelle, an der die Zusammenkunft stattgefunden hatte.

Die Folgen dieses Vertrags ließen nicht lange auf sich warten, die Ernüchterung der Maori kam schnell und bildete den Anfang einer Kette von Kriegefehden. Der Landverkauf war jetzt sanktioniert; der Vorteil war entschieden auf der Seite der geriebeneren Europäer.

Einer der ersten Maori, der sich gegen die Gültigkeit des Vertrags auflehnte, überdies eine bemerkenswerte Persönlichkeit, war Hone Heke. Er hatte zwar das Christentum angenommen, bestritt aber die englische Autorität in Neuseeland.

Als die Engländer im Jahre 1844 in seinem Gebiete,

auf einer Anhöhe bei Kororareka, einen Flaggenmast errichteten und die englische Flagge hißten, um einlaufenden Schiffen damit zu signalisieren, sah Hone Heke in dieser Handlung eine Herausforderung der Maori und ein Symbol für ihre Unterjochung. Er geriet darüber in solche Raserei, daß er mit einer Art die Flaggenstange fällte und nach vollbrachter Tat auf dem Platz einen Kriegstanz tanzte.

Diese revolutionäre Stellungnahme bestimmte den damaligen Gouverneur Fitzroy, nach Sidney um Truppenhilfe zu schicken. Als die Soldaten in Kororareka eintrafen, trat zuerst der Gouverneur mit Hone Heke, Walker Nene und andern Häuptlingen zu einer Besprechung zusammen. Häuptling Nene und die übrigen verpflichteten sich, für Hekes Friedfertigkeit zu bürgen, wenn der Gouverneur die Truppen sofort wieder wegschickte.

Der Gouverneur folgte ihrem Rat, und tatsächlich verhielt sich Heke eine Zeitlang ruhig. Als aber die Flaggenstange neu aufgerichtet wurde, wiederholte sich das frühere Schauspiel. Heke erwies sich wieder als guter Holzfäller, der Mast fiel zum zweitenmal unter seinen wütenden Hieben. Nun errichteten die Engländer einen dritten, mit Blech beschlagenen Mast und erbauten daneben ein mit Schießscharten versehenes Blockhaus, in dem eine Wachabteilung untergebracht war.

Heke und Häuptling Rawiti sammelten daraufhin einige hundert Krieger und lagerten in der Nähe von Kororareka. Anfänglich kam es nur zu kleineren Gefechten.

Von Hekes Edelmut und Wig zeugen zwei kleine Episoden: Einem Leutnant, der in seine Gefangenschaft geraten und entwaffnet worden war, gab er die Waffen zurück und ließ ihn frei mit dem Rat, er möge ein andermal klüger sein.

Da die Engländer wußten, daß Heke ein gläubiger

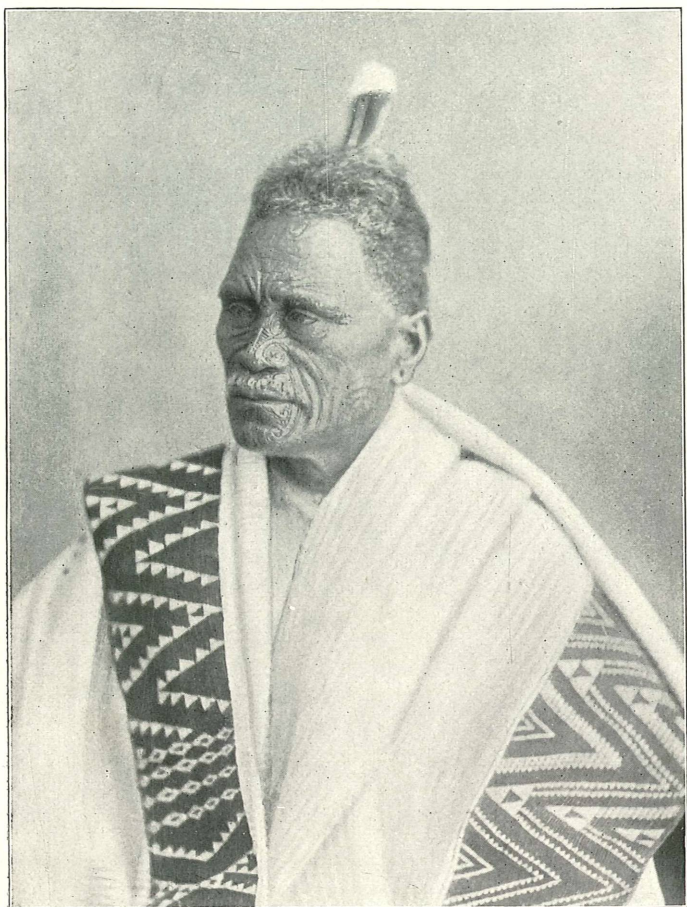
Christ war, sandten sie einen Missionar in sein Lager, den er auch freundlich aufnahm. Als der Missionar vor den versammelten Kriegern eine Predigt über die Nächstenliebe und gegen den Krieg hielt, ließ Heke ihn zu Ende sprechen und sagte dann zu ihm:

„Ich danke dir für deine erbaulichen Worte; nun bitte ich dich aber, geh zu den englischen Soldaten und sage ihnen dasselbe, denn ihnen tut's mehr not als mir und den Meinen.“ Mit diesen Worten entließ er den erstaunten Missionar.

Am 11. März 1845, gegen 4 Uhr früh, wurden die Ansiedler von Kororareka durch Schüsse aus dem Schlaf geschreckt. Häuptling Kawiti hatte die Truppen des Hauptmanns Robertson überfallen; gleichzeitig hatte Heke das Blockhaus angegriffen und erobert. Die Truppen Robertsons hielten sich tapfer, mußten aber schließlich der Übermacht weichen.

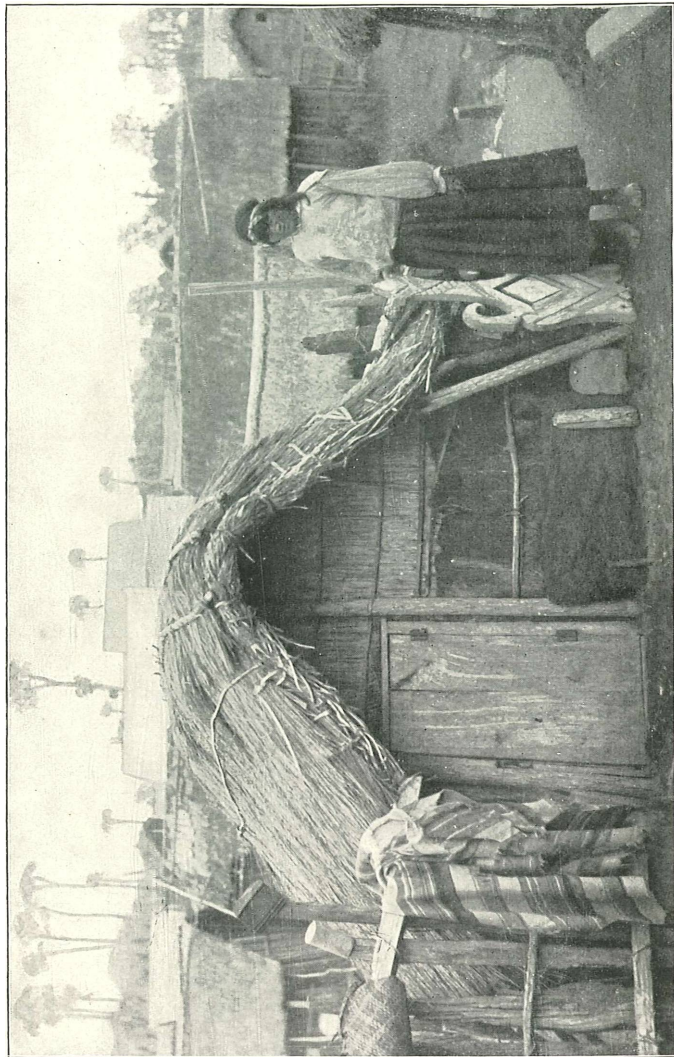
Der siegreiche Heke gestattete den Ansiedlern, die in blinder Angst auf die im Hafen vor Anker liegenden Schiffe geflohen waren, ihre Habseligkeiten zu holen, und ließ eine Frau, die in der Eile der Flucht von den andern zurückgelassen worden war, durch seine Leute zu den Schiffen bringen. Als die Engländer in der Richtung nach Auckland absegelt waren, ließ Heke die ganze Ansiedlung bis auf die Missionsstationen und die Kirche niederbrennen.

Er begann nun einen Verteidigungskrieg, denn auch seine früheren Freunde, die Häuptlinge Nene und Tamai, verbündeten sich mit den Engländern und griffen ihn an. Er bezog eine befestigte Stellung und hielt allen Angriffen wacker stand. Nach mehreren vergeblichen Angriffen zogen sich die Engländerfreunde zurück. Heke verließ die Festung und verschanzte sich in der Bai. Als er auch hier alle Angriffe abgeschlagen hatte, zog er nach Taiamai.



Tawhiao - Whakawhakarua
Herira 6-1882

König Tawhiao.



Dorf des Maninankaton Zi Witi.

Aus dieser Stellung konnte er nach heißem Kampf nur durch das Eingreifen der Artillerie geworfen werden. Hefe errichtete eine neue Festung, Ruapekapeka. Hier wurde er durch eine recht zweifelhafte List überrumpelt und gefangen-genommen.

Als für alle Europäer beschämendes Beispiel mag Hone Hefes, des „Kannibalen“, Edelmut der „Lüchtigkeit“ der Europäer gegenübergestellt werden.

Hefes Art: Der neutrale Häuptling Ruhe, der die englischen Soldaten mit Proviant versorgte, mußte, um zu den Engländern zu gelangen, durch Hefes Lager ziehen und fragte deshalb bei ihm an, ob er den Durchzug seiner Kolonnen gestatte. Hefe gab seine Einwilligung mit den Worten: „Auch die feindlichen Soldaten müssen essen, wenn sie stark zum Kampf sein wollen.“

Der Europäer Art: Sie wußten, daß Hefe ein frommer Christ war. Als dieser nun eines Sonntags seine Krieger zu einer Morgenandacht vor seiner Festung versammelte, in der festen Überzeugung, daß auch die christlichen Europäer den Sonntag heiligen und nicht angreifen werden, nahmen die Engländer, während die Maori beteten, den Pfah ein und überrumpelten die Ahnungslosen.

Hefe schloß im Jahre 1848 mit den Engländern Frieden und blieb fortan ruhig.

Die Unzufriedenheit der Maori hielt aber nicht nur an, sondern wuchs von Tag zu Tag, weil die Zwistigkeiten beim Landverkauf kein Ende nahmen.

So kam es zur mächtigen Königsbewegung, die darin gipfelte, daß Potatau, ein Waikatohäuptling, vor zweitausend in Haurua versammelten Maori zum König ausgerufen wurde. Die Flagge des neuen Reiches wurde vor des Königs Hütte gehißt.

Potatau, man nannte ihn den Friedenskönig, strebte eine friedliche Verbrüderung aller Stämme zu gemeinsamer produktiver Arbeit an. Im Jahre 1859 begannen jedoch abermals Landstreitigkeiten, die zu einem langwierigen, für beide Teile verlustreichen Kampfe — dem sogenannten Maorikriege — führten.

Potatau war 1860 gestorben; an seine Stelle war sein Sohn Matutaere, der sich als König Tarwhiao nannte, getreten. Er berief eine Versammlung seiner Häuptlinge ein, und es wurde der Beschluß gefaßt, alle Stämme zu mahnen, vor den Europäern auf der Hut zu sein, aber soweit als möglich Blutvergießen zu vermeiden.

Inzwischen hatte General Cameron bereits die Maorigrenze überschritten. Die Maori warfen Schanzen auf, doch Tarwhiao gab Befehl, alle Maori sollten sich ohne Kampf in die Wälder zurückziehen. Die in ihren heiligsten Rechten angegriffenen Eingeborenen folgten aber diesem Befehl nicht. Hundert Maori überfielen die Truppen Camerons, zweitausend wohlbewaffnete Europäer, und hielten eine Stunde in heißem Ringen der Übermacht stand; dann zogen sie sich, mit nur geringen Verlusten, nach Merimeri zurück, wo sich schon dreitausend Maori gesammelt hatten. Die Eingeborenen standen in bezug auf Bewaffnung weit hinter den modern ausgerüsteten Europäern zurück: an Feuerwaffen besaßen sie meist nur alte Musketen und Jagdflinten, dann hatten sie eine alte, aus einem gestrandeten Schiff geholte Kanone, aus der sie mit Steinen und Kettengliedern schossen; viele Krieger besaßen nur ihre einheimischen alten Stein- und Holz Waffen. Aber der heilige Zorn verlieh ihnen Löwenmut.

General Cameron lagerte drei Monate, ohne die Maorifestung einnehmen zu können. Er wandte sich nach Sidney um ein gepanzertes Schiff, das weitere siebenhundert Mann

bringen sollte. Das Schiff kam und fuhr 12 Kilometer den Waikatofluß aufwärts.

Als der General den Pah neuerdings angreifen wollte, fand er ihn leer! Die Eingeborenen hatten sich weiter zurückgezogen, und eine kleine, siebzig Mann starke Schar überfiel die siebenhundert neuangekommenen Engländer während ihrer Ausschiffung. Sie wichen dann ohne große Verluste nach Rangariri zurück, wo bereits tausend Eingeborene hinter Schanzen lagen.

Mit zweitausend Mann griff Cameron diese neue Festung an und eroberte sie nach einem heißen Gefecht. Die Verluste waren auf beiden Seiten erheblich. Zweihundert Maori gerieten in Gefangenschaft, der Rest zog sich nach Ngaruwahia zurück. Sie trennten sich in drei Abteilungen, deren größte sich auf Pah Paterangi verschanzte.

Cameron griff auch diesen Pah an, sah aber bald, daß er uneinnehmbar war. Er ersann nun eine List: Zuerst schnitt er den Verteidigern die Lebensmittelzufuhr ab, dann sandte er einen Parlamentär in den Pah, der folgendes zu verkünden hatte: Der General werde den Pah angreifen; er gewähre aber den Maorifrauen und Kindern freien Abzug nach dem Maoridorfe Rangiwahia.

Die Maori freuten sich über den Edelstimm des Feindes, sandten Frauen und Kinder weg und harrten des angekündigten Angriffes. Sie warteten zwei, drei Tage, aber Cameron griff nicht an. Da kamen eines Tages, von der Flucht und dem grauenvollen Erlebnis erschöpft, einige Maorifrauen in den Pah geschlichen und berichteten, die Engländer hätten schon vorher Rangiwahia erobert, und als der Zug der Frauen und Kinder aus dem Pah kam, diesen überfallen und die Wehrlosen gefangengenommen. Einige Frauen seien dabei getötet worden, nur ihnen sei es gelungen, zu entfliehen. Empört über

diesen Verrat, verließen die Maori den Pah, um Rache zu üben und ihre Frauen und Kinder zu befreien.

Das war der Zweck, den Cameron mit seiner List erreichen wollte, die Maori aus ihrem uneinnehmbaren Pah auf offenes Gelände zu locken. Wie sagt die unchristliche Moral? „Der Zweck heiligt das Mittel!“ — Hier waren Mittel und Zweck einander ebenbürtig.

In Hauriri kam es zum Gefecht, das für die Europäer günstig auslief. Die geschlagenen Maori zogen sich nach Tiki zurück und wurden dort nicht mehr angegriffen.

Der Krieg näherte sich seinem Ende. Nur Rewi, der berühmte Maoriheld, verschanzte sich mit seinen paar hundert getreuen Kriegerern in Drakau. Die Europäer griffen ihn mit großer Übermacht an und schnitten ihm alle Zufuhr ab.

Drei Tage hielt Rewi mit seinen Leuten stand. Der englische General Carry, dem der Löwenmut der Maori imponierte, sandte einen Parlamentär zu ihnen, der ihnen Freiheit garantierte, wenn sie die Waffen freiwillig streckten. Rewi antwortete dem Offizier stolz:

„Wir wollen auf unserm Boden für unsere Freiheit kämpfen und sterben!“

Als die Maori dem Verhungern nahe waren, machten sie einen Ausfall und durchbrachen — unter großen Verlusten — den englischen Belagerungsring.

Nach dem Friedensschluß, im Jahre 1882, als ich im Maorikönigslande weilte, lebte Rewi friedlich in Kihikihiki, wo die neuseeländische Regierung ihm in Anerkennung seines Heldentumes ein Haus gebaut hatte. Gastfreundlich empfing der einst gefürchtete Feind der „Pakeha“ jeden bedeutenden Europäer in seinem Heim.

König Tawhiao begab sich nach jener Episode zum Maoripropheten Ti Witi, forderte ihn auf, den Kampf

gegen die Europäer einzustellen und den Stämmen zu verkünden:

„Legt eure Schwerter hin; seid vernünftig! — Ich gehe nach Hause, nach Kuiti, und weine über meine verlorenen Brüder. Wenn die Weißen auch den Stamm vertilgen, die Wurzel können sie nicht ausrodern! Es werden wieder junge Zweige ausschließen! Haltet euch fern von Landverkauf und Verpachtung; keinem Europäer sei es erlaubt, die Grenzen unseres letzten, freien Maorilandes zu überschreiten. Wir brauchen keine Straßen und Schulen von ihnen; mögen sie in ihrem Lande tun, was sie wollen.“

Beim Friedensschluß wurde ein Kriegsbeil eingegraben, zum Zeichen, daß der Streit zu Ende sei. Als Grenzen des unabhängigen Maorilandes wurden festgesetzt: im Norden der Waipafluß, im Westen das Meer (Hafen von Kawhia), im Süden die Whitecliffs und im Osten der Tauposee. Ferner wurde bestimmt, daß kein Europäer diese Grenzen überschreiten dürfe; wenn er, trotz Warnung, es doch unternehme, müsse er getötet werden.

Zur Vervollständigung des geschichtlichen Bildes müssen ein paar Worte über den Einfluß des Christentums auf die Ureinwohner gesagt werden. Das Maorivolk, das wir bereits aus seiner Geschichte trotz seiner kannibalischen Grausamkeiten als sittlich und geistig hochstehend kennengelernt haben, war für die Lehre Christi sehr empfänglich. Seinem ritterlichen, rechtlichen Empfinden bedeutete das Wort des Herrn ein Evangelium, eine frohe Botschaft im wahrsten Sinne.

Es ist aber auch verständlich, daß gerade aus diesem Grund die Erkenntnis von der antichristlichen Tendenz der materialistischen Zivilisation Europas die Maori zum Widerstand gegen diese Gefahr führen mußte, der in einem förmlichen Religionskriege seinen Ausdruck fand. Mit wütendem

Fanatismus und glaubensbessener Grausamkeit bedankten sich die gottnahen Urmenschen für das Danaergeschenk der europäischen Zivilisation.

Von dem edlen ersten Missionar Neuseelands, Samuel Marsden, ist bereits berichtet worden. Im weiteren Verfolg der Kolonisation wurde festgesetzt, daß die englische Hochkirche in der nördlichen, die wesleyanische Gemeinschaft in der südlichen Hälfte der Nordinsel ihre Tätigkeit entfalten sollte. Einige Jahre hindurch herrschte Frieden und Eintracht. Als aber ein fanatischer Bischof der Hochkirche, Lord Selwyn, gewählt worden war, begann es drunter und drüber zu gehen.

Selwyn sandte Missionare ins wesleyanische Gebiet, die den Maori erzählten, die wesleyanische Lehre sei eine Irrlehre, die wesleyanischen Missionare hätten nicht das Recht zu taufen und seien jene „gefährlichen Wölfe“, von denen die Heilige Schrift erzählt. Die Verwirrung wurde ärger, als später noch andere Glaubensgemeinschaften, Protestanten und Katholiken, Missionare nach Neuseeland sandten. Die gebildeten Maori sahen, da sie die Bibel gut kannten, bald ein, daß sich die einzelnen christlichen Bekenntnisse nur durch verschiedenartige Auslegung des Bibelwortes gebildet hatten.

So wie der nationale Widerstand der Maori zur Königsbewegung und zum Maorikriege führte, brachte der religiöse die Begründung einer neuen Lehre, der Pai Marire oder Hauhaureligion, und einen Religionskrieg mit sich. Es ist verständlich, daß beide Bewegungen fast gleichzeitig entstanden und eng ineinandergeflochten waren.

Als Begründer der neuen Religion Pai Marire (von pai = gut und marire = friedlich) gilt der „Prophet“ Te Ma. Die neue Lehre fiel auf fruchtbaren Boden. Die nationalistischen Maori nahmen sie mit Begeisterung an. Die Europäer nannten die Maorisektierer „Hauhau“, wohl nach dem

Kriegsruf, einem wilden, dem Hundegebell ähnlichen tierischen Schrei.

Die Hauhau hielten sich für unverwundbar, denn der Prophet hatte gesagt:

„Wenn ein Feind auf einen von euch zielt, braucht ihr nur die flache Hand nach rückwärts zu drehen, sie rasch über den Kopf zu halten und zugleich ‚Hauhau!‘ zu rufen, dann wird die Kugel über euern Kopf wegfliegen.“

Nach einem Siege der Hauhau bei Taranaki und der darauffolgenden Aussendung der „Apostel“ Matene, Hepanaia, Kerioapa und Patara zu andern Stämmen wuchs der Anhang der neuen Lehre bedeutend. Aber es kam auch hier so, wie es meistens geschieht, wenn eine Lehre ins Volk dringt: die Jünger sind anders als der Meister, und aus den großen Gedanken gebiert sich die gemeine Tat!

Hepanaia und den andern Jüngern war in erster Linie an der Vernichtung der Weißen gelegen.

Aus der Fülle der Ereignisse sei nur die grauenvollste Tat hervorgehoben, die Ermordung des Missionars Bölkner. Bölkner war Pastor bei Whakatane und wegen seiner Güte und Gerechtigkeit allgemein geachtet. Er weilte gerade in Auckland, als der Aufruhr losbrach. Patara, der Bölkner noch immer hochachtete, ließ ihm eine Botschaft zukommen, in der er dem Missionar mitteilte, seine Habe sei von den Hauhau konfisziert, und in der er ihn bat, nicht mehr wiederzukommen. Bölkner fuhr trotz dieser Warnung, im vollen Vertrauen auf sein Ansehen, mit dem Schoner „Eclipse“ nach Dpotiki in der Bay of Plenty.

Kerioapa hatte Bölkners frühere Anhänger verhetzt, indem er ihnen erklärte, Bölkner sei nur deshalb nach Auckland gefahren, um sie an das Militär zu verraten. Er werde nachts wiederkommen und die Maori überfallen.

Nach der Ankunft wurde Bökkner sofort gefangen-
genommen, seine abtrünnigen Anhänger wagten nicht mit
ihm zu sprechen, und als das Gericht über ihn gehalten wurde,
stimmten nur einige wenige gegen den Mord. Te Kanapia,
einer dieser wenigen, verlangte, die Versammlung solle Bökkner
ihm ausliefern; aber Keriopa ließ es nicht zu.

Als das Todesurteil gefällt war, führte die wutberauschte
Schar Bökkner in die Kirche. Hier wurde er gefesselt, und
ein Strick wurde ihm um den Hals gelegt, dann führte man
ihn zu einem Baum. Te Kanapia wollte ihn im letzten Augen-
blick retten; er sprang unter die Henker, kam aber zu Fall,
und im selben Augenblick wurde Bökkner am Baum hoch-
gezogen. Keriopa selbst erschoss den Hängenden.

Der Leichnam wurde wieder herabgelassen und in die
Kirche geschleift. Hier hieb ihm Keriopa den Kopf ab und
befahl den Hauhau, das Blut zu trinken, auf daß sie fest
im Glauben würden. Keriopa selbst stach Bökkner mit einem
Nephritinstrument die Augen aus und verschluckte sie. Die
Maori tranken, wie ihnen geheißen, das Blut und bemalten
sich damit das Gesicht.

So büßte ein Edler für Gemeine. Sein Tod war ein
Symbol wie Christi Tod; freiwillig nahm er die große Last
der Europäerschuld auf sich — er, der Schuldlose — und
starb eines qualvollen, gemeinen Todes für die andern.

Aber auch Keriopa ereilte ein gerechtes Schicksal; er
wurde bald gefangengenommen und zum Tode verurteilt.
Als er das Urteil vernahm, sagte er ruhig:

„Als ich Bökkners Augen verschluckte, blieb mir eins
im Halse stecken; dies war ein böses Zeichen. Ich wußte
gleich, daß ich dafür sterben muß!“

9. Aus dem Leben der Maori.

Im vorigen Kapitel haben wir schon nähere Bekanntschaft mit den Maori gemacht und sie als einen eigenartigen Menschenschlag kennengelernt, der nach unsern Begriffen die gegensätzlichsten Charaktereigenschaften in sich vereinte: auf der einen Seite phantastische Grausamkeit und tierische Menschenfresserei, auf der andern ritterlichen Sinn und höchste geistige und sittliche Entwicklungsfähigkeit.

Wir wollen uns nun näher mit diesem Volke beschäftigen, das ich noch in seinem Urzustand kennenlernen durfte. Ein versunkenes Leben: denn die wenigen Maori, die heute noch auf Neuseeland leben, sind keine Maori mehr, es sind durchweg — dunkelfarbige Europäer!

Die Maori waren der mächtigste aller polynesischen Stämme. Ihre Rassenzugehörigkeit läßt sich nicht sicher feststellen. Nach meinen Erfahrungen scheinen sie keinen einheitlichen Typus zu haben; nach langen und eingehenden Beobachtungen fand ich drei deutlich voneinander abweichende Typen.

Die Häuptlinge erzählten mir, die Maori seien eine Mischrasse. Nach ihrer sagenhaften Überlieferung kamen die Vorfahren der Maori einst von Hawaiki auf dreizehn Doppelkanus nach Neuseeland. Sie landeten an verschiedenen Stellen der Nordinsel und fanden sie von dunkelfarbigem Menschen bewohnt, die schwarzes Kraushaar hatten und von kleiner Statur waren. Diese eigentlichen Urbewohner seien gute Ackerbauer und Jäger, aber schlechte Krieger gewesen. Die Urmaori besiegten das Urvolk, töteten die Männer und nahmen die Frauen in Besitz. Die aus dieser Verbindung entsprungenen Kinder hätten bereits ein anderes Aussehen gehabt.

Diese Überlieferung würde — wenn sie einen wahren Kern birgt — die Existenz der drei Typen erklären; allerdings bleibt die Frage offen, wo Hawaiki lag und woher die Ureinwohner stammten. —

Die Sprache der Maori ist wohlklingend, vokalreich und den übrigen polynesischen Dialekten verwandt. Schriftzeichen waren den Maori unbekannt, dagegen kannten sie wohl primitivere Verständigungsarten, so z. B. Knotenzeichen, schriftartige Geheimzeichen einzelner Stämme.

Die Urreligion der Maori war nicht einheitlich; die einzelnen Stämme hatten ihre besonderen Kulte, doch ist es interessant, daß alle den Begriff „Seele“ kannten und an eine Präexistenz der Seele und an ein Fortleben nach dem Tode glaubten.

Im allgemeinen beteten die Maori Elementargottheiten an, Sonne, Mond, Regenbogen usw., aber ihre Götterwelt war so groß und sinnlich wie die der alten Griechen. Ein jedes Tier, jede Pflanze hatte ihren eigenen Schöpfer. Auch die Seelen der Verstorbenen belebten nachts die Wohnstätten der Lebenden; die guten Ahnen schützten, die bösen stifteten Unheil.

So war es natürlich, daß die Maori — es gab so viele gute und böse Dämonen, mit denen man es nicht verderben durfte — sehr abergläubisch waren.

Eine primitiv religiösen Vorstellungen entsprungene Einrichtung, die fast in ganz Polynesien eine bedeutende Rolle spielt, ist das „Tabu“.

„Tabu“ bedeutet unantastbar, heilig. Eine Person, ein Gegenstand, der tabu erklärt worden ist, darf von niemand berührt werden. Als oberstes Tabu gilt das der Toten und der Personen und Dinge, die mit ihnen zu tun haben. Das Tabu war ursprünglich nur Personen, Häuptlingen, Priestern, eigen, aber sie übertrugen es auch auf Gegenstände. Drohte

eine Hungersnot, so erklärte der Häuptling Getreidevorräte für tabu; unreife Früchte wurden als tabu bezeichnet (bis zur Reifezeit), Jagd- und Fischgebiete während der Schonzeit; zum Schutze der Autorität waren Häuptlinge und Priester tabu und hatten das Recht der Tabuerklärung.

Wie tief die Achtung vor dem Tabu eingewurzelt ist, geht daraus hervor, daß Leute, die das Tabu unwissentlich verletzten, durch Autosuggestion zugrunde gingen; sie wurden melancholisch, verweigerten jede Nahrungsaufnahme und starben nach kurzer Zeit.

Mit den primitivsten Steinwerkzeugen — Metalle waren den Maori vor dem Eindringen der Europäer gänzlich unbekannt — entlockten sie Hartholzklößen und dem zähen, selbst mit modernen europäischen Schleifmitteln nur schwer zu bearbeitenden grünen Halbedelstein Nephrit Formen und Gestalten von vollendeter Linie und bedeckten sie mit wunderbaren Ornamenten. Es ist noch besonders bemerkenswert, daß die in Holz und Stein schwer ausdrückbare komplizierte Spirale das vorherrschende ornamentale Element war.

Fast alle Gebrauchsgegenstände wurden mit Schnitzereien verziert, am prächtigsten die Pfosten und Planken der Wohn- und Versammlungshäuser, der Magazine und die Zierteile der alten Kriegskanus; aber auch Waffen, Werkzeuge und Schmuckstücke waren reich geschmückt.

Wie wir sahen, kannten die Maori in einem einwandfrei künstlerischen Sinn und schon weit früher als die Europäer den Grundsatz „Schmücke dein Heim!“ Sie gingen aber darin noch weiter zum „Schmücke dein Antlitz!“ —

Die Tatauierungskunst hat auf Neuseeland wohl ihre höchste Stufe erreicht. Auch hier herrschte das Spiralornament vor. Die Männer waren im ganzen Gesicht, manche auch um die Hüften tatauiert, und ein schöner, reich verzierter „Moko“

(tatauiertes Gesicht) brachte bei den alten Maori seinen Besitzer zu hohem Ansehen. Die Frauen waren nur um die Lippen und am Kinn, manche auch auf den Brüsten und um die Hüften tatauiert.

Barock und ornamental wie ihre Schnitzkunst war bei den Maori auch die Dichtkunst und die Kunst der Rhetorik. Eine große Anzahl von Liebes-, Klage- und Weihegesängen, zahlreiche Märchen und Legenden von wunderbarer Schönheit sind, aus alter Zeit überliefert, erhalten geblieben.

Dichterische Begabung wurde von den empfänglichen Maori hochgeschätzt; so war es eine der Pflichten jeden Häuptlings, dichterisch befähigt zu sein. Er mußte die ganze Tradition seines Stammes in gebundener Rede vortragen und bei den Debatten, von denen später die Rede sein wird, seine Ansichten in formvollendeter Sprache vorbringen können.

Dem kunstfreudigen Maorivolk war das Leben ein Wechsel von Kampf und Bacchanal. Feste standen im Lebensprogramm der Maori obenan. Tanz, Spiel und Sport spielten hierbei eine große Rolle. Das kriegerische Maorivolk liebte sportliche Spiele; Fechten nach genauem Kommet, Springen, Schwimmen, Rudern und — nach der europäischen Einwanderung als beliebtester Sport — Reiten wurden von Kindheit an mit Eifer gepflegt.

Die Maorifeste zeigen uns die einzelnen Stämme als eine große Familie; tatsächlich verkörperte ein jeder Stamm eine solche. Das Land gehörte dem ganzen Stamm; jeder einzelne war Mitbesitzer am Gesamteigentum.

Gleichsam als Vater leitete der Oberhäuptling den Stamm. Er war zugleich der oberste Priester und hatte dafür zu sorgen, daß die befestigten Plätze und die Pflanzungen in Ordnung gehalten, daß Jagd und Fischfang zur richtigen Zeit betrieben wurden. Er berief Versammlungen und veranstaltete

Feste. Ihm oblag es, die jungen Männer in der Kriegskunst, im Jagen und Fischen, in der Schifffahrt, der Schnitz- und Redekunst auszubilden. Er hatte unumschränkte Gewalt über seine Untertanen; ich fand jedoch die Häuptlinge durchweg liebevoll gegen ihren Stamm, sie waren die ersten und tapfersten im Kampfe, gerecht und würdevoll; nirgends bemerkte ich Schmarozertum oder andern Mißbrauch der Macht. In seinem Amt als Oberpriester wird der Häuptling von den berufsmäßigen Priestern zweiten und dritten Ranges unterstützt.

Zucht und Ordnung herrschten auch im Familienleben. Die Maori waren polygam; meist hatten aber nur die Häuptlinge eine größere Anzahl Frauen, die gewöhnlichen Stammesgenossen begnügten sich mit einer, höchstens zweien.

Die rangerste Frau eines Häuptlings mußte von adeliger Geburt sein. Nur ihr erstgeborenes Kind erbt den Rang eines Häuptlings. Alle ihre andern Kinder und die der übrigen Frauen blieben gewöhnliche Stammesangehörige. So wie der Ariki Vater, war seine rangerste Frau Mutter des Stammes. Ihr Amt war es, die Mädchen zu erziehen, sie im Mattenflechten, Kochen und allen häuslichen Arbeiten auszubilden und über alle andern Obliegenheiten der Frauen zu wachen.

Bei der Heirat erhielt das Mädchen von ihrem Stamm ein Stück Land und Sklaven zugewiesen. Wollte also ein Mann von einem andern Stamm ein Mädchen heiraten, so mußte er zu dem Stamm, dem das Mädchen angehörte, ziehen, oder sie mußten beide auswandern, sich freies Land suchen und einen neuen Stamm begründen.

Die Stämme siedelten sich in Dörfern und in Pahs an. Ein solches Dorf bestand aus zerstreut liegenden Hütten und Magazinen. In der Mitte lag immer das große, meist

wunderbar geschnitzte Gemeinschafts- oder Versammlungshaus. Davor befand sich der Dorfplatz und rings um das Dorf, von hohen Zäunen umgeben, die Pflanzungen.

Die Maori waren ein kriegerisches und ritterliches Volk. Die männliche Jugend wurde von den Häuptlingen spartanisch erzogen. Die Handhabung von Keule und Speer wurde nach bestimmten Fechtregeleu gelehrt, und persönlicher Mut galt als unbedingte Pflicht. So unmenschlich uns Europäern auch die Anlässe zu den zahlreichen Kriegszügen erscheinen, die von den Maoristämmen unternommen wurden — fast ausschließlich um Menschenfleisch als Nahrung zu bekommen —, so sehr verabscheuten sie jedoch jeden feigen Überfall auf Wehrlose.

Die Hauptursachen der Kämpfe waren außer dem Kannibalismus der Land- und der Frauenraub und die Rache wegen Beleidigung oder Tötung eines Stammesangehörigen.

In den letztgenannten Fällen ging der Kriegserklärung eine Debatte voraus. Kam es zu keiner Einigung, so wurde der Krieg durch Worte und Zeichen erklärt. Die gewöhnliche Form bestand darin, daß der Kriegsansagende Häuptling vor seinen Gegner hintrat, das Gesicht zu einer Frage verzog, die Augen verdrehte und die Zunge austreckte. Streckte auch der Gegner die Zunge aus, so war die Herausforderung angenommen. Eine geheime Form der Kriegserklärung bestand darin, daß der Häuptling ein Stück Rot in Laub wickelte und es dem Gegner gab. Verschluckte es dieser, so war die Herausforderung angenommen.

Die Häuptlinge schritten ihren Abteilungen voraus, die Krieger folgten in einer Reihe. Am Ende des Zuges trugen Frauen und Sklaven Proviant und andern Bedarf in Flachskörben, die mit Tragbändern am Rücken befestigt wurden.

Die Frauen stellten beim Lagern die Kochgruben her. Es sind dies runde, aus der Erde gehobene Gruben, die mit

Steinen ausgelegt wurden. In diesen entfachte man ein Holzfeuer, bis die Steine glühten. Dann wurde die Asche mit Ästen herausgekehrt und die in nasse Matten gewickelte Nahrung hineingelegt. Zwei nasse Decken kamen darauf, dann wurde die ausgehobene Erde daraufgeschüttet. Wenn Dampf aus der Erde stieg, war das das Zeichen, daß die Speisen gargekocht waren.

Sobald man dem feindlichen Dorfe näher kam, wurden Kundschafter ausgesendet. Brachten diese gute Nachrichten, so gingen die Angreifer in nächste Nähe des Feindes vor. Die Priester sprachen Gebete zu Tu, dem Gott der Krieger, dann wurde ein Kriegstanz aufgeführt, den auch die Feinde erwiderten, um zu zeigen, daß sie zum Kampf bereit seien.

Bei diesem Kriegstanz streckten alle die Zunge aus, verdrehten die Augen, schwangen die Waffen und stampften mit den Füßen auf den Boden. Hierauf teilten sie sich in Abteilungen und griffen, von den Häuptlingen geführt, an. In einer andern Form erfolgte der Angriff auf einen Pah, einen befestigten Platz.

Die Maori errichteten vornehmlich auf Bergkegeln vulkanischen Ursprungs, die insbesondere auf der Nordinsel häufig sind, gutgebaute Befestigungsanlagen. Rings um den Berg wurden Palisaden aus Baumstämmen von mehr als $3\frac{1}{2}$ Meter Höhe aufgeführt. Die oberen Enden der meisten Stämme waren zugespitzt, einige trugen geschnitzte Köpfe oder Figuren. Die Eingänge waren im Zickzack angelegt und mit Schiebetüren versehen.

Sobald die Palisaden fertig waren, wurden auf dem flachen obersten Raume Hütten errichtet, Pflanzungen angelegt und innerhalb der Palisaden ein Graben mit Erdbällen aufgeworfen. Rings um den Berg, von unten nach oben, wurden Terrassen angelegt, an denen sich in gleichen

Abständen Gruben befanden, die den Verteidigern als „Schützengräben“ dienten.

Ein solcher Pab bot einen ähnlichen Anblick wie der Tagbau eines Erzberges (etwa des bekannten steiermärkischen Eisenerzberges) mit seinen Terrassen.

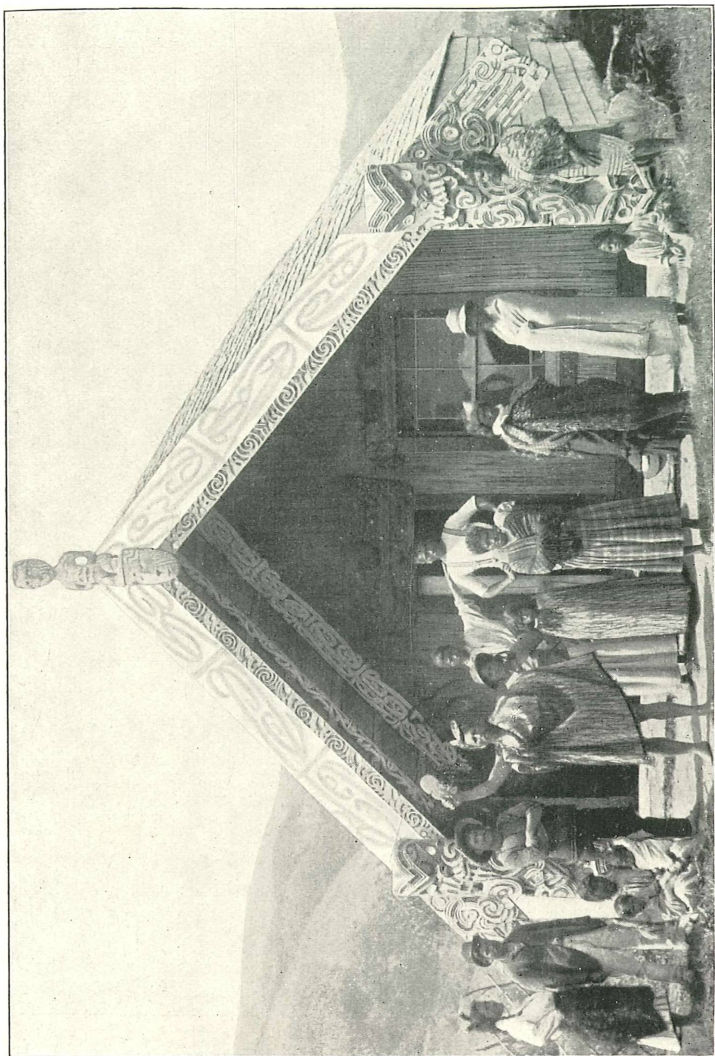
Es ist klar, daß beim Angriff auf eine solche Festung viel vorsichtiger zu Werke gegangen werden mußte. Zuerst wurden durch Kundschafter die schwächsten Stellen aus-
geforscht. Bei Tagesgrauen erfolgte dann der Angriff. Mit Flachsstricken wurden Teile der Palisaden niedergerissen und hierauf gestürmt.

Die Häuptlinge stachen ihren getöteten Gegnern die Augen aus und verschluckten sie. Sie tranken deren warmes Blut aus der Halsschlagader und schnitten ihnen das Herz heraus. Dadurch vermeinten sie, den in dem Feinde wohnenden Gott auf sich übertragen zu können. Je mehr Feinde also ein Häuptling erschlagen hatte, für desto unüberwindlicher hielt er sich.

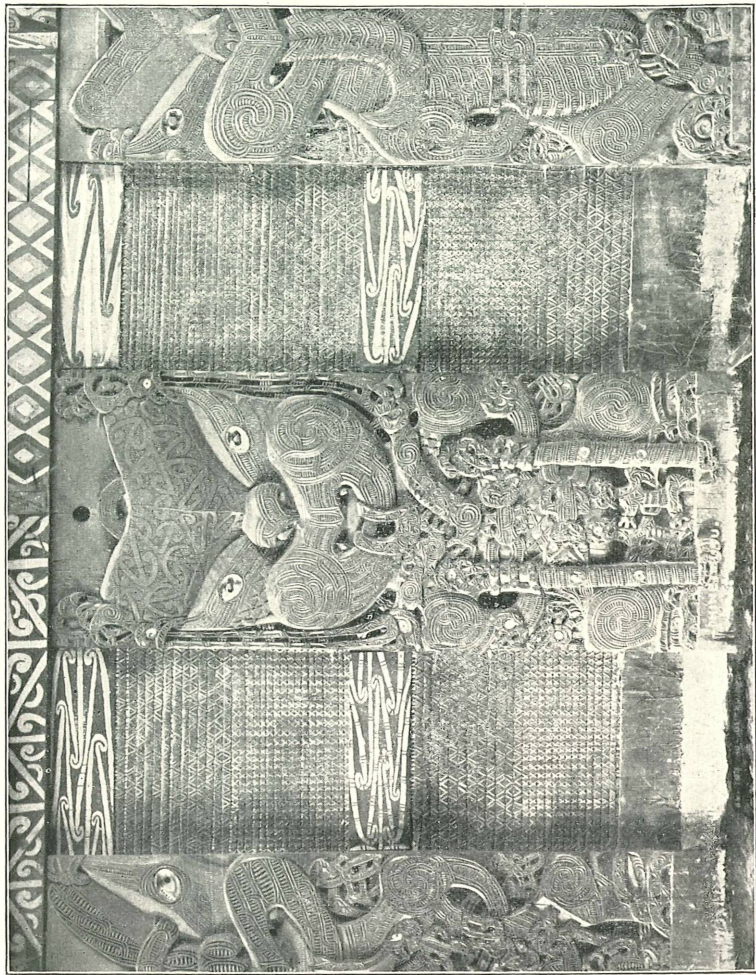
Nicht immer waren die Angreifer siegreich. Die Verteidiger des Pabs hatten Wachen aufgestellt, und sobald diese Feinde herannahen sahen, verbarrikadierten sie die Palisadeneingänge, und die Krieger verteilten sich in den Gräben.

Ein Häuptling trat zum Pahu, einem auf dem höchsten Punkte des Pabs aufgestellten Alarmapparat — ein mit zwei Leinen an einem Balken befestigtes Stück Holz von der Form eines Kanus —, und schlug mit seiner Keule im Takt des bei einem Überfall üblichen Gefanges daran. Der Schall drang so weit, daß die umliegenden Dörfer dadurch schnell alarmiert werden konnten. Siegten die Verteidiger, so verfolgten sie die Angreifer bis zu ihrem Dorf, beraubten und vernichteten es.

Fühlten sich die Verteidiger zu schwach, so verließen sie nachts heimlich den Pab. Vorher legten sie aus Holz und



Verfassungshaus (Ruananga).



Innenwand einer Huianga.

Flachs gefertigte Geheimzeichen an bestimmte Stellen, die ihren Verbündeten, falls sie ihnen zu Hilfe kämen, ihre Rückzugslinie anzeigten.

Die Bestattung ging zur Zeit meines Aufenthaltes bei den Maori folgendermaßen vor sich.

War ein Häuptling gestorben, so wurde er in sitzender Stellung aufgebahrt, mit schönen Flachsmatten bekleidet, seine Haare mit Federn geschmückt und ihm die Steinkeule in die Hand gegeben. In dieser Stellung und Kleidung blieb der Körper, bis die Verwesung eintrat. Hierauf wurde der Leichnam vom Priester mit allen Gegenständen, die der Verstorbene während der Krankheit benutzt hatte, in eine Höhle fortgeschafft oder in einen aus einem alten Kanu oder hohlen Baumstämmen gefertigten Sarg gelegt oder in einem hohlen Baumstamm verborgen. Dort blieb die Leiche, bis das Fleisch verfault war. Hierauf brachten die Priester die Knochen und die Geräte des Toten wieder zurück, der Stammeshäuptling löste mit einem Gebet das Tabu auf und die Wertgegenstände wurden unter den Verwandten verteilt.

Dieser Akt wurde im Beisein aller Freunde des Toten festlich begangen. Den Höhepunkt bildete das Knochenschaben, woran sich alle Geladenen beteiligten. Die Knochen wurden mit Messern aus Obsidian bearbeitet, dann in eine Matte gewickelt und vom Priester in einer Höhle oder in einem Baum endgültig verwahrt.

In früheren Zeiten wurden die Leichname hervorragender Häuptlinge mumifiziert. Schon 1879 erfuhr ich von alten Ansiedlern auf der Nordseite der Nordinsel, daß sie vor etwa fünfzig Jahren, als sie nach Neuseeland kamen, in Höhlen und auch auf Bäumen Mumien von Eingeborenen gefunden hatten, die in sitzender Stellung konserviert waren.

Diese Mitteilungen interessierten mich sehr, und ich suchte

deshalb von den Maori etwas darüber zu erfahren; aber sie verweigerten anfangs jede Auskunft. Erst später, als ich ihr Vertrauen und ihre Freundschaft gewonnen hatte, bestätigten sie mir, daß vorzeiten tatsächlich diese Sitte bestand.

Alle Wälder und Höhlen durchsuchte ich, hatte aber lange keinen Erfolg. Erst im Urmaoriland gelang es mir, einige dieser Seltenheiten zu erbeuten.

Zwei Maori, die schon europäisch genug waren, um ihre nationalen und religiösen Grundsätze für Geld zu verleugnen, führten mich nachts in eine Höhle bei Rawhia; dort fand ich vier Mumien, von denen zwei tadellos erhalten waren.

Das Unternehmen war sehr gewagt, denn seine Aufdeckung hätte mich unfehlbar das Leben gekostet. —

Es ist noch von der seltsamen Tatsache zu sprechen, daß das geistig so hoch stehende Maorivolk dem Kannibalismus ergeben war. Die beste Erklärung dafür scheint mir in dem auf Neuseeland herrschenden Mangel an Fleischnahrung zu suchen zu sein. Die Maori sind in früherer Zeit, als noch die Riesenstrauße auf den Inseln lebten, an Fleischgenuß gewöhnt gewesen. Nach deren Ausrottung sind sie darauf verfallen, das Fleisch getöteter Feinde zu kosten. Diese Ungeheuerlichkeit wurde ihnen schließlich so zur Gewohnheit, daß viele Stämme ständig Krieg führten, lediglich um Menschenfleisch als Nahrung zu bekommen.

Eine etwas andere Erklärung für die Ursache des Kannibalismus gab mir Häuptling Te Witiora. Er sagte, die sehr kriegerisch veranlagten Maoristämme hätten fast ununterbrochen gegeneinander Krieg geführt und dadurch seien ihre Pflanzungen, Jagd und Fischerei ganz vernachlässigt worden. Die daraus entstandene Hungersnot habe sie dazu getrieben, das Fleisch der getöteten Feinde zu essen. Vom eigenen Stamm töteten sie nur die verbrecherischen und überflüssigen Leute.

Schließlich wurde ihnen der Genuß von Menschenfleisch so zur Gewohnheit, daß sie es jeder andern Nahrung vorzogen.

Aus den vielen Erzählungen der Maorihäuptlinge und aus meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich über dieses bedeutsame Naturvolk gesammelt habe, gab ich hier nur einen kurzen Auszug. Es ließe sich ein umfangreiches Buch über die Maori schreiben, das zu einem Schwarzbuch für die „Schwarzen“ und gegen die „Weißen“ würde.

10. Das Königsland öffnet sich mir.

Als ich in Alexandra, dem Grenzstädtchen gegen das Maoriland, angekommen war, erklärten mir die Häuptlinge zu meinem größten Erstaunen, ich dürfe die Grenze nicht überschreiten. Nochmals erklärte ich ihnen, ich wollte nur als Forscher, nicht als politischer Spion ihr Land aufsuchen und sie könnten sich davon jederzeit überzeugen. Es würde mich sehr schmerzen, von dem hochintelligenten Maorivolke, das ich liebte und achtete, zurückgewiesen zu werden.

Darauf antwortete Wahanui:

„Taiho, pakeha, taiho!“ (Warte, Fremdling, warte!)

Es wurde eine Maoriversammlung zur Besprechung einberufen, an der auch ich zum Teil teilnehmen durfte.

Solche Besprechungen wurden von den Maori häufig veranstaltet. Sie wurden immer festlich begangen und bildeten gewissermaßen das Parlament der Eingeborenen, deren Häuptlinge, als die Vertreter der einzelnen Stämme, hierbei in schwingvollen Reden ihre Rechte und Ansichten vertraten.

Auch diesmal begann die Debatte nach altem Maoribrauch. Erst wurden große Quantitäten Lebensmittel in Körben herbeigeschleppt, Kumara, Taro, Hire und Kivai, in Fett konservierte Vögel, getrocknete Male, Haifischfleisch und eßbare Mu-

scheln, schließlich ganze Schweine und Rinder. Die Körbe wurden mit Flachschnüren zusammengebunden und in einzelnen, bis zu 5 Meter hohen Haufen auf dem freien Platze vor dem Versammlungshause (Runanga) aufgestapelt. Für die Gäste wurden Hütten errichtet und große Kochgruben gegraben.

Schon bei Tagesgrauen stand der Wächter (Karere) mit seinen Kriegern auf der Wache. Die ankommenden Stämme wurden mit dem Begrüßungsgefange: „Ehoa, heremai tauwhaka!“ und mit einem Kriegstanz (Haka) begrüßt.

Die Maori waren dabei nur mit der Kotikoti, einem Lendenschurze, bekleidet; im Gesicht und auf der Brust waren sie mit Ockerfarben grell bemalt.

Die Gäste wurden zum Dorfe geleitet, wo ihnen die Frauen und Mädchen, mit ausgestreckten Armen tanzend, entgegenkamen und sie zur Mare, dem Dorfplatz, führten. Hier begann die eigentliche Begrüßung, das Langi (Nasenreiben). Die Länzer setzten sich in einiger Entfernung mit gekreuzten Beinen auf den Boden.

Hierauf führte ein Häuptling die Ankömmlinge zu den für sie bereiteten Hütten. Waren alle Gäste versammelt, was einige Tage dauerte, so gingen sie auf den Mare, wo die Nahrungsmittel aufgestapelt lagen. Ein Häuptling schritt an der Spitze des Zuges; in der einen Hand trug er einen langen Stab, in der andern kurze Stöcke mit daran befestigten Bündeln von Wildtaubensehern. Als sie den Platz erreichten, begann der Führer zu singen. So oft er beim Gesange mit dem Stabe eine Partie Nahrung berührte, übernahm sie einer der angekommenen Häuptlinge und verteilte sie unter seine Leute, die sie in ihre Hütten trugen.

Nach dieser Nahrungsverteilung begann die Debatte. Jedem Stamm wurde auf dem Versammlungsplatz ein eigener

Raum zugewiesen, die Häuptlinge saßen vor dem Versammlungshause auf Flachsmatten. Alle andern Zuhörer hockten mit gekreuzten Beinen auf der Erde in den ihnen zugewiesenen Räumen. In der Mitte war ein länglicher Raum freigelassen, der für den Sprecher bestimmt war.

Dieser mußte beim Sprechen auf und ab gehen, und zwar den Hinweg in schnellem Schritt, gegen Ende seiner Rede auch in Sprüngen, wobei er mit der Keule Fechtübungen ausführte, den Rückweg in langsamem Schritt, wobei er sprach. Der Redner durfte, auch wenn er noch so lange sprach, nicht unterbrochen werden.

Als erster sprach der Rangälteste. Sobald er geendet hatte, sprang der nächste auf und brachte sein Anliegen vor. Die Debatte dauerte so lange, bis das Poahore, das Schlagholz, ertönte. Auf dieses Zeichen begaben sich die einzelnen Gruppen zu ihren Kochplätzen und nahmen das Mahl ein. Nach dem Mahl begann die Debatte von neuem. Nach ihrer Beendigung wurden Feste mit Tänzen und Gesängen noch so lange gefeiert, bis alle vorhandene Nahrung aufgezehrt war.

In meinem Fall dauerte die Debatte drei Tage. Meine Gegner sagten:

„Er hat eine weiße Haut, wie kann er da unser Freund sein?“

Sie sahen, nicht ohne Grund, in jedem Europäer einen Feind. Erst als die einflußreichsten Häuptlinge, Wahanui, Te Witiora und Honana, für mich bürgten, wurde die Gegnerschaft überstimmt.

Ich hatte am Ende der Debatte nicht mehr teilgenommen, sondern war nach Alexandra zurückgekehrt. Man kann sich meine Freude vorstellen, als am vierten Tage Honana te Majoha mit drei Pferden und einem Maoriburschen zu mir kam und mich aufforderte, ihm zu folgen.

Nun lag das Maorikönigsland offen vor mir! Ich durfte die Wunder einer seltsamen alten Rassenkultur erleben und die Geheimnisse einer unberührten Natur und Tierwelt schauen und erforschen!

Ich und Honana galoppierten das rechte Waipa-Ufer aufwärts. Über eine farnbewachsene Ebene gelangten wir zu dem Maoridorf, in dem König Tawhiao und einige hundert Maori meine Ankunft erwarteten.

Hier waren bereits Vorkehrungen zu einem mir zu Ehren angesagten Feste getroffen. Honana und ich hielten vor der Hütte des Königs. Dieser, ein kräftiger, energischer Mann mit reich tatauiertem Gesicht, trat uns entgegen. Er trug einen Mantel aus Kiwifedern um die Schultern; seine Haare waren mit Huiafedern, dem Rangzeichen der Häuptlinge, geschmückt, seine Ohren mit Schmuck aus Haifischzähnen und Nephrit behangen. In der Hand trug er eine große, schön geformte Nephritkeule.

Er begrüßte mich in gebückter Haltung durch Nasenreiben, wobei er einen weinenden Laut ausstieß; es war der Willkommensgruß der Maori.

Die Königin, Tawhiao's Hauptfrau, kam nach ihm. Sie war wohlbeleibt; um die Lippen und am Kinn war sie tatauiert. Es fiel mir schwer, ernst zu bleiben, als ich ihr Festkleid sah. Sie war in einen Kalikomantel gehüllt, auf dem sonderbarerweise alle Kartenspiele aufgedruckt waren; ihren Kopfschmuck bildete ein Zylinderhut.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dieser tragikomischen Karikatur europäischer Würde bildete die rangzweite Gemahlin des Königs, deren ebenmäßige Gestalt und hübsches Gesicht in reiner Maorikleidung harmonisch zur Geltung kam.

Honana stellte mich den Maori vor. Einige neigten sich vor mir, andere betrachteten mich mit großem Staunen, da

sie noch keinen Weißen gesehen hatten. Einige Häuptlinge sprachen mit mir.

Das Fest begann mit einem Pferderennen. Das Pferd, das die Europäer nach Neuseeland brachten, ist bei den Maori das am meisten geschätzte Tier, und der Rennsport wird von dieser kriegerischen und sportfreudigen Volke leidenschaftlich betrieben. Die Rennbahn bildete eine farnbewachsene Fläche, der Start war durch eine mit Flachsbusch behangene Stange bezeichnet. Die Jockeys ritten meist gute Pferde. Der erste war nur mit einem Leintuche bekleidet, der zweite mit einer europäischen Hose und einer Mütze; der dritte trug eine Kotikoti über den Lenden, seine Haare waren federngeschmückt. Den vierten zeichnete ein langes Hemd aus, der fünfte trug eine Frauenjacke und als Kopfbedeckung eine Teehaube. Einige hatten europäische Sättel, andere aus neuseeländischem Flachs geflochtene, mit Steigbügeln aus Flachs, worin sie sich mit der großen und zweiten Zehe festhielten.

Nach beendetem Rennen wurde das Mahl aufgetragen, das aus gekochtem Aal und Süßkartoffeln bestand; diese Speisen wurden in hübsch geflochtenen, viereckigen Flachskörbchen gereicht. Die Königin bediente mich eigenhändig. Geessen wurde mit den Fingern, da kein Besteck vorhanden war. Auch die übrigen Maori hatten sich zu ihren Kochplätzen begeben. Nach dem Mahl gab's noch Wettlaufen und -schwimmen. Dann entfernten sich die Maori gruppenweise nach ihren Dörfern.

Häuptling Honana und ich ritten nach Whatiwhatihoi, einem Maoridorf, wohin der Bursche mein Gepäck gebracht hatte. Es lag in einer Hütte. Als ich nähergehen und es nehmen wollte, zog mich der Häuptling zurück und sagte: „Taiho, nga tapu!“ (Warte, es ist tabu!)

Er nahm das Tabuzeichen, eine schön geschnitzte Waffe

aus Walfischknochen (Hoeroa), weg und löste das Tabu damit auf. Nun wurde alles neuerdings auf ein Pferd gepackt und einem Maorijungen anvertraut. Der Häuptling und ich folgten zu Fuß.

Es war eine wunderschöne mondhelle Nacht. Der schmale Pfad führte über farnkrautbestandenes Hügel land; im Westen schimmerte majestätisch das Pirongilagebirge. Über das Waipatal schlich ein grauer Nebel, und die Steinkäuzchen riefen durch die Stille in tiefem Saß ihr monotones Moapork! Moapork! Plötzlich hörten wir den lauten Ruf des Maorijungen und den Hufschlag des davongaloppierenden Pferdes. Das Pferd war dem Unachtsamen durchgegangen.

Ich sandte Cäsar nach. Aber da die Eingeborenenpfade äußerst schmal sind, konnte der Hund dem Pferde nicht vorspringen. Erst bei einem Flusse, Ngakiaokio, konnten wir es einfangen, aber Gepäck und Sattel hatte es abgestreift. Ich schickte Cäsar auf die Suche; er brachte auch alle kleineren Gegenstände meines Gepäcks herbei. Bei den größeren blieb er bellend stehen, bis wir sie zu holen kamen.

Als wir ihn einmal aus weiter Entfernung nicht bellen hörten, kam er zu uns, wedelte und sprang bellend voraus, bis wir ihm folgten und den Gegenstand holten. Nun hatten wir alles bis auf einen Schuh, den Cäsar schließlich auch nach langem Suchen brachte.

Der Häuptling war von Cäsars Klugheit so überrascht, daß er ausrief:

„Mahore te kuri, nga tangata, nga riri te kuri!“ (Du bist kein Hund, sondern der Geist eines guten Menschen im Felle eines Hundes!)

Nach diesem kleinen Abenteuer setzten wir unsere Wanderung fort. Als wir zum Flusse Moakuraruua kamen, wollte ich mich entkleiden. Der Häuptling ließ es aber nicht zu; er

nahm mich auf seinen Rücken und trug mich hinüber. Er sagte hierauf:

„Du bist der erste Mann, den ich getragen habe. Ich tat es nur aus Liebe zu dir, denn du bist ein großer Häuptling.“

Er erzählte mir auf unserer Wanderung viel von seinem Volk und von den Maorikriegen. Endlich erreichten wir Te Kopua, das Dorf meines Häuptlings. Hier wurden wir von seiner Frau begrüßt, einer schönen, großen Erscheinung mit tatauierten Lippen und Rinn und Narben im Gesicht und am Körper, die von dem Mute Zeugnis gaben, mit dem sie im Jahre 1864 an der Seite ihres Mannes gegen die Europäer gekämpft hatte. Sie war über meine Ankunft sehr erfreut; sie bereitete sofort ein Mahl aus Poroka (Wildschweinfleisch) und Kumara und machte ein Lager aus Farnkraut mit darübergebreiteten Matten für mich in einer Hütte zurecht. Mit meinem Maoridiener legte ich mich bald zur Ruhe, konnte aber der vielen Mücken und Sandfliegen wegen lange nicht einschlafen. Nach meiner Gewohnheit wollte ich bei Morgen grauen ins Freie hinaus und sagte dem Maoriburschen, er solle sich bereitmachen. Ich rief, ich schüttelte ihn, aber er rollte sich immer wieder in seine Decke ein.

Nun befahl ich Cäsar, ihn zu wecken. Er zog ihm zuerst die Matte weg. Aber da sich der Bursche zusammenrollte und weiterschlies, wurde es Cäsar zu toll: er packte den Burschen bei seinen langen Haaren und zog an. Das half. Schnell war der Junge auf den Beinen.

Am 6. Februar führte mich der Häuptling in sein Dorf und stellte mich seinen Maori als den großen Rangatira von Muturia und als seinen und des Königs Tawhiao Freund vor.

Häuptling Honana hielt einen Korero (Rede) vor seinen Maori über Cäsar. Der Erfolg war, daß Cäsar fortan von allen Maori mit Leckerbissen gefüttert wurde und daß sie

große Scheu vor ihm hatten. So wagte nachts niemand, meinem Zelte nahe zu kommen, ohne vorher „Kui!“ zu rufen.

Am 7. ritt ich, von einem Maoriburschen begleitet, von Te Kopua zum Moakurarufluß. Wir durchfuhren ihn; dann ging's über Hügeland zum Ngakiaofiafluß und weiter in den Urwald. Am Rande des Waldes trafen wir in ihren Pflanzungen Poupatate und Te Keureu, die uns zum Mahle einluden. Sie hatten bestialisch stinkendes Haifischfleisch, eine Maoridelikatesse, Kartoffeln und Honig bereitgestellt; ich begnügte mich aber mit den Zuspeisen.

Nach dem Mahl drangen wir in den Urwald ein. Mein Hund spürte einen Kiwi in seiner Höhle auf, den wir nach langem Graben auch tatsächlich fanden. Am Abend bereiteten wir uns bei einer Quelle aus Asten und Moos ein Nachtlager; mein Bursche entzündete zum Schutze gegen böse Dämonen ein großes Feuer.

Am andern Morgen ging's weiter ins Gebirge. Ich erbeutete viele interessante Vogelarten und blieb auch diese Nacht noch im Urwald. Nach Te Kopua zurückgekehrt, erwartete mich Honana mit der Botschaft, ich müsse sofort nach Whatihoi zum König; dieser habe bereits einen Boten nach mir gesandt. In raschem Tempo ritt ich mit Honana zum König. Hier fand ich eine große Versammlung von Häuptlingen vor.

Neben der Königshütte war für mich ein elegant eingerichtetes Zelt aufgeschlagen. Ein Pferdewärter war mir zugewiesen, ein Häuptling saß beständig als Ehrenwache — in Wirklichkeit als Beobachter — vor meinem Zelt. Ein anderer Häuptling bereitete für mich die Speisen. Täglich besuchte mich nach ihren Gebeten der König mit seinen Häuptlingen, die ihm als Räte beistanden; oft blieben sie fünf Stunden bei mir, wobei lebhaft debattiert wurde.

Die Maori der King Country waren in zwei Parteien geteilt; die einen waren für die Anbahnung einer friedlichen Verbindung mit den Europäern und für die Öffnung der Landesgrenzen, die andern dagegen wollten alle Europäer vertrieben und vernichtet sehen. Diese radikale Partei glaubte ihres Sieges gewiß zu sein, da sie durch Gebete und Geheimzeichen den Körper kugelfest machen zu können glaubte.

Die erste Frage des Königs an mich war, wie mir das Maorivolk gefalle. Ich sagte, ich sehe es für ein intelligentes, tapferes Volk an, das leider oft irreführt und betrogen worden sei und jetzt Haß und Mißtrauen gegen alle Europäer hege. Sie sollten aber nicht glauben, daß alle Europäer ihre Feinde seien.

Die zweite Frage des Königs war, was ich von seiner dunkeln Hautfarbe halte und ob ich mich vor den Hauhau fürchte. Ich sagte ihm, daß ich mein Urteil über einen Menschen nicht nach Rasse und Hautfarbe bildete, sondern nach dem Charakter des Betreffenden, daß ich Sitte und Glauben der Maori achtete und keinen Grund wüßte, weshalb ich vor jemand Furcht haben sollte.

Der König schien über meine Antworten befriedigt und fragte weiter, ob der Stamm, dem ich angehöre, einen König aus seinem eigenen oder aus einem fremden Stamm wähle. Ich erwiderte, es sei natürlich, daß die Weißen einen Weißen zum König wählen. Darauf antwortete Tawhiao: „Warum wollen uns dann die Engländer eine weiße Königin aufzwingen?“

Aus den Fragen, die der König an mich gerichtet hatte, und aus der lauernden Haltung seiner Häuptlinge wurde mir bald klar, daß ein neuer Kriegsfall den Haß und das Mißtrauen der Maori geschürt haben mußte und daß meine Stellung hier, inmitten der Hauhau, recht gefährlich war.

Daß ich mich nicht geirrt hatte, davon überzeugte mich des Königs nächste Frage. Er teilte mir mit, der Prophet Ti Witi werde gegenwärtig von englischen Freischärlern belagert, und er wollte meinen Rat, wie sich die Maori im Falle eines Angriffs verhalten sollten. Ich sagte, das Militär dürfe nie angreifen, solange die Maori keinen Anlaß dazu gäben. Der König fragte zweifelnd:

„Wenn sie aber doch angreifen?“

„Nun,“ sagte ich, „dann werft alle Waffen weg und bereitet den Soldaten ein großes Festessen. Setzt euch auf die Erde und seht sie an, aber kämpft nicht! Ich bin überzeugt, daß die englischen Kolonialtruppen nicht so feige sind, eine wehrlose Macht zu überwältigen.“

Die Häuptlinge waren von meiner Antwort verblüfft und verließen mit freundlichem Kopfnicken mein Zelt. Ich wurde weiter beobachtet, aber immer als Ehrengast behandelt. Diese Gefangenschaft war mir nur deshalb peinlich, weil ich keine Beobachtungen aufzeichnen konnte, wollte ich nicht das Mißtrauen der Maori gegen mich wecken.

Am 14. erlebte ich die große Überraschung. Häuptling Te Witiora, des Königs Onkel, der Bruder des ersten Königs Potatau, kam mit Gefolge vor mein Zelt und überreichte mir feierlich eine Kassette, Paparauparaha genannt, in der ein Huiaschweif lag, die höchste Auszeichnung, die der König oder Oberhäuptling verleihen kann. Sie bedeutet die Verleihung der Häuptlingswürde, die insoweit erblich ist, als sie auf das erstgeborene Kind der Hauptfrau, gleichgültig, ob Knabe oder Mädchen, übergeht. Sollte mir, nach glücklicher Heimkehr zu meiner lieben Frau, ein Sohn oder Töchterchen beschieden werden, dann wird Osterreich um ein Fürstengeschlecht reicher sein!

Der Häuptling hielt folgende Ansprache an mich:

„Ich begrüße dich als unsern Freund. Der König sendet dir dies als Zeichen seiner Liebe. Er sah, daß du ein Freund der Maori bist und nicht ihr Gegner, wie er zuerst vermutet hatte. Von heute an kannst du in seinem Lande hingehen, wohin es dir beliebt; wer dich beleidigt, der beleidigt auch mich und den König. Dein Name sei von nun an: Ihaka Reihete Te Kivi, Nangatira te Muturia!“ (Häuptling Reischel, der Kivi, Fürst von Oesterreich.)

Ich dankte für die Ehrung und war sehr froh, daß ich von nun an meine Beobachter loswurde und ungehindert das Königsland durchforschen durfte.

Abends ritt ich mit Honana nach Te Kopua. Am nächsten Tage bereitete ich mich für eine mehrwöchige Expedition nach Hikurangi, Kawhia und Taranaki vor. Ich ritt über den Fluß, dann die Ebene und das Hüggelland hinauf und sah bald Rauch aus einer Kapuhütte aufsteigen, was mir anzeigte, daß mich mein Freund Te Witiora bereits erwartete. Ich mußte mit ihm essen; es wäre die größte Beleidigung, die man einem Maori antun kann, wenn man das angebotene Mahl ablehnen würde.

Zusammen ritten wir weiter auf ansteigendem Gelände, über Bäche und Sümpfe nach Hikurangi, einem auf steiler Bergeshöhe gelegenen großen Maoripah. Wir übernachteten hier.

Am 16. wurde ich mehreren Häuptlingen vorgestellt und neuerdings mit einem Huiaschweif, dann mit einer Häuptlingslanze und mehreren andern Häuptlingsrangzeichen ausgezeichnet.

Am 18. ritt ich mit meinem Freunde Te Witiora in seine Ansiedlung Hauturu.

Ich wurde auch hier von den Maori freundlich aufgenommen; sie konnten mich nicht genug betrachten.

Auf einem Platz, wo einst das Versammlungshaus ge-

standen hatte, ragten noch hohe, schöngeschnitzte Pfosten als ihre Überreste auf. Ich bewunderte sie, und der Ariki Te Witiora fragte mich, ob ich sie haben möchte. Als ich bejahte, sagte er: „Warte, es ist noch tabu!“ Er löste das Tabu auf und am nächsten Tage sägte ich gemeinsam mit dem Häuptling die Pfosten ab.

Am darauffolgenden Tag ritt ich mit Te Witiora nach Hikurangi zurück. Er ging mit seinen Leuten Pilze suchen. Da es regnete, setzte ich mich in eine Hütte zu einem jungen Häuptling und fing an, meine Tikī — die gestern abgefägten geschnitzten Köpfe — zu bearbeiten, die nach dem Glauben der Maori das Dorf vor Feuer bewahren. Da der eine geschnitzte Kopf schwer war, hackte ich das unnütze Holz weg und warf es ins Feuer. Als der Maori dies sah, nahm er schnell das Holz wieder aus dem Feuer heraus. Ich fragte, weshalb er das tue. Er antwortete, seine Frau sei schwanger und das Kind werde sterben, und auch anderes Unheil werde über seine Familie kommen, da ich diese Gottheit verbrennen wollte.

Er wurde so aufgeregt, daß er auf mich losspringen wollte, aber in diesem kritischen Momente kam Te Witiora und erlöste mich aus der unangenehmen Situation, indem er dem rabiaten Maori erklärte, er selbst habe das Tabu aufgelöst und damit jede Gefahr abgewendet.

Am 24. Februar rüstete ich mich für eine längere Expedition aus. Ein Maoribursche und Cäsar waren meine Begleiter. Wir überquerten zuerst das urwaldbewachsene Te-raumeagebirge. Die vielen übereinanderliegenden Baumleichen, die ineinanderverflochtenen Wurzeln und die tiefen Schlamm-
pfützen erschwerten unser Vordringen. An einem Bach wurde abends Rast gemacht, eine Halbhütte aus Farngräsern aufgeschlagen, ein Lager bereitet und ein großes Feuer angezündet.

Bei Sonnenaufgang verließen wir unsern Lagerplatz, durchfurchten den Te-Kauri-Fluß, verfolgten den Kahakatoa-gebirgskamm und erreichten dort die gute Straße, die König Tarwhiao von seinen Eingeborenen hatte bauen lassen.

Bald darauf erreichten wir den Hafen Kawhia, den einzigen guten Landungsplatz im Maorikönigsland, der von europäischen Schiffen nicht besucht werden durfte. Einzelne Hütten und eine größere Maoriansiedlung ziehen sich die Bucht entlang.

Spät abends erreichten wir Pukekohe, die Ansiedlung des Häuptlings Te Kie Tanui, der uns freundlich aufnahm. Nach einem frugalen Nachtmahl legten wir uns im Gemeinschaftshause schlafen.

Ein paar Tage später kam eine Anzahl Maori auf Besuch, um einen verstorbenen Häuptling zu beweinen. Sie waren alle beritten, auch die Frauen saßen im Sattel, mit der Tabakpfeife im Munde.

Am 7. März ließ ich meine Pferde einfangen, dankte meinen Gastgebern und verließ den Hafen von Kawhia, beladen mit reicher Beute an ethnographischen und zoologischen Gegenständen. Die nächste Nacht lagerten wir im Wald.

Tags darauf ließ ich die Pferde bei meinem Begleiter auf dem Pfade zurück und drang mit Cäsar tiefer in den Wald, um Kiwi zu suchen, leider ohne Erfolg. Abends machte ich mir ein Lager unter einem großen Ratabaum, verzehrte mein Abendessen und legte mich zur Ruhe. Am 9. verließ ich meinen Lagerplatz und pirschte bergab und bergauf durch das Urwalddickicht. Erst gegen Mittag fand ich den Maoripfad nach Hikurangi und ersah aus den Hufspuren der Pferde, daß mein Begleiter schon voran war.

Ich sandte Cäsar voraus, ihn aufzuhalten. Nach einer halben Stunde kam der Hund wieder zurück, und nach drei-

viertel Stunden Marsch sah ich meinen Maori mit den Pferden neben dem Pfade lagern.

Als wir eine Weile geritten waren, hörten wir Pferdegetrappel und Stimmen. Eine Truppe Eingeborener kam uns entgegen, es war das Gefolge der Königin, die nach Karohia ritt. Sie machte bei uns halt, erkundigte sich nach meinem Befinden und danach, ob ich genug Proviant bei mir habe. Sie gab mir schöne Pfirsiche; ich dankte und wir ritten weiter. Spät nachts erreichten wir Hikurangi.

Da es meine Absicht war, das ganze Urmaoriland kennenzulernen, wollte ich auch das Gebiet der Mokau auffuchen, wo Hemera Te Kerehau residierte, ein Häuptling, der in Wien gewesen und ein treuer Freund Hochstetters war.

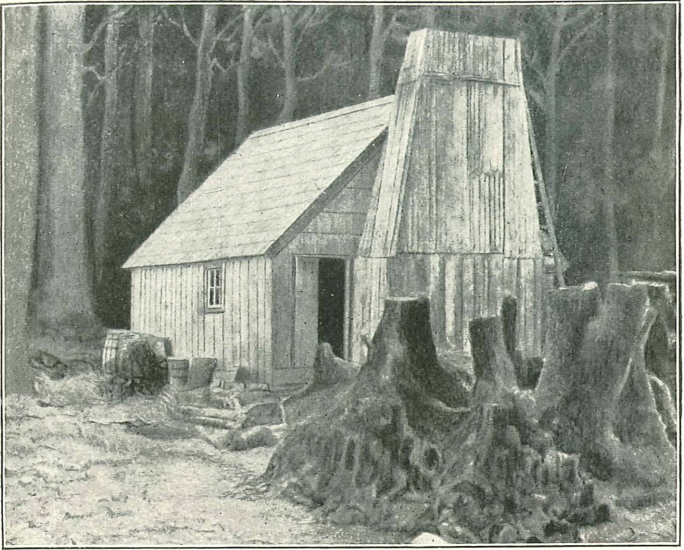
Ich wußte, daß ich, um zu ihm zu gelangen, die von den erbittertsten Europäerfeinden bewohnten Gebiete durchqueren mußte, und wandte mich deshalb vorerst an den König mit der Bitte, er möge mir die Reise nach der Mokau erlauben. Zu meinem Unger wies aber Tarohiao mein Ersuchen schroff ab.

Nach einigen Tagen unternahm ich einen neuerlichen Bittgang zu König Tarohiao und Wahanui. Der Sohn des Königs war krank, und Tarohiao war deshalb schlechter Laune; er wies mein Ansuchen, nach der Mokau zu gehen, kurz ab.

So mußte ich denn abermals unverrichteterdinge nach Te Kopua zurückreiten. In den folgenden Tagen unternahm ich einige Ausflüge in die nahen Urwaldberge.

Am 18. erzählte mir Honana, der Sohn Hemera Te Kerehaus sei von der Mokau mit zwei Pferden gekommen, um mich dorthin mitzunehmen. Er habe mich in den Wäldern gesucht, sei aber, da er mich nicht gefunden habe, wieder zurückgeritten.

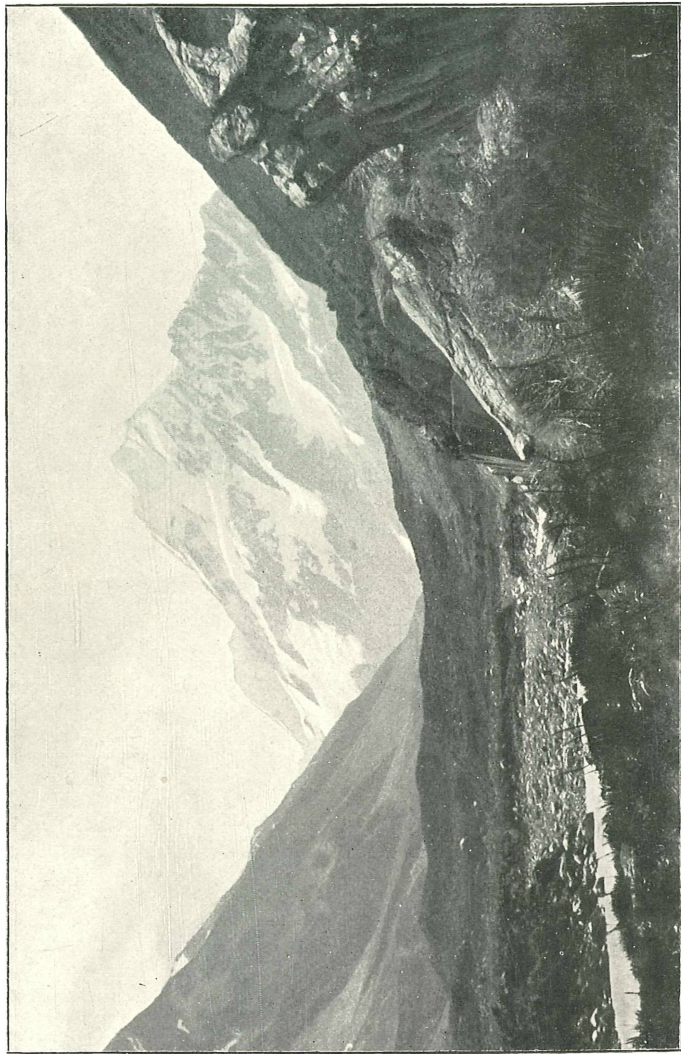
Ich wurde dadurch angespornt, am 19. neuerdings den König zu ersuchen. Da er mich wieder abwies, ging ich zu



Reischels Hütte im Duskyfund.



Rast im Urwald.



Mount Loof (Norangi).

Bahanui. Ich fragte ihn, was er und der König tun würden, wenn ich trotz des Verbotes ginge. Anstatt zu antworten, drehte sich Bahanui um, tauchte seine Hände in Wasser und wusch sie, wie es der selige Pontius Pilatus gemacht hatte. Er meinte also: „Mach, was du willst; ich weiß von nichts!“

Er trug aber doch seinem Neffen, einem kräftigen jungen Häuptling, auf, mich zu begleiten, wenn ich die Reise wagen sollte. Auch riet er mir, keine Waffen mitzunehmen. Diesen gutgemeinten Rat konnte ich aber nicht befolgen, weil mir mein Gewehr für die Jagd unentbehrlich war.

Am 20. März bei Tagesgrauen wurden die Pferde gesattelt, und nun ging's auf gut Glück in den „Löwenrachen“!

Von Bahanuis Neffen begleitet, ritt ich in südöstlicher Richtung den Waipafluß entlang, an dessen beiden Ufern sich Maoripflanzungen ausdehnen. Im Maoridorf Otorohanga hielten wir Rast, wo uns der Häuptling Lananui aufs freundlichste mit Schweinefleisch und Süßkartoffeln bewirtete.

Ich wurde von den Eingeborenen bestaunt, da sie wußten, daß ein Weißer nicht eindringen dürfe; mein Begleiter beruhigte sie aber mit der Erklärung, ich sei ein Freund Tawhiao's. Nach dem Mahl ging's weiter, am Dorf Urahiri und dem verlassenen Pah Haurua vorbei. Wir erreichten den Mangapufluß, ein ruhig fließendes, ziemlich tiefes, schmutziges Wasser. Am Abend kamen wir nach Hanganatiki, einem Maoridorf, wo uns Häuptling Natanahiri gastlich aufnahm.

Wir schafften unser Gepäck in das Versammlungshaus. Das Fragen wollte kein Ende nehmen, wieso es möglich war, daß mich Tawhiao in das verbotene Land einließ.

Am 21. bei Tagesgrauen erhob sich mein Begleiter und fing unsere Pferde ein. Wir mußten noch am Frühstück teilnehmen und ritten dann in südwestlicher Richtung weiter, passierten die Maoriansiedlungen Tahuahua und Te Mira

und wollten auch durch Te Kumi, wurden hier aber von dem dort residierenden Häuptling Te Mahuki, einem alten Krieger und erbitterten Europäerfeind, angehalten.

Er fragte meinen Begleiter, warum er diesen Weißen hierherbringe. Auf die Antwort, daß ich von Tawhiao und Wahanui Erlaubnis habe, das Land zu erforschen, sagte er, es sei bedauerlich, daß gerade die, die als die ersten jeden Europäer von der Grenze weisen sollten, jenem Vertrage und Schwur zuwiderhandelten, der nach dem Maorikrieg von den freien Stämmen beschlossen worden war.

Ich sprach zum Häuptling:

„Gut, ich bin ein Europäer, aber ein Freund der Maori, der ihr Gesetz achtet. Wenn du aber doch Mißtrauen gegen mich hegst, magst du mir einen deiner Leute als Begleiter mitgeben.“

Darauf sah mich der Häuptling durchdringend an und sagte:

„Je schneller du von hier fortkommst, desto besser für dich!“

Wir ritten also weiter, passierten den Mangapufluß und kamen nach Kuiti, dem Dorfe des berühmten und noch mehr berühmten Häuptlings Te Kuti.

Die Ansiedlung lag links von unserm Pfad. Da die Maori sehr unfreundliche Mienen machten, ritten wir ohne Aufenthalt weiter und passierten die Dörfer Ototaika und Mangawhitau. Hier erwartete uns schon ein Häuptling, den Hemera Te Kerehau gesandt hatte, mit einem schönen Braunen.

Im Maoridorf Te Pihā rasteten wir einige Tage, da ich die von den Maori geschilderten Moahöhlen besuchen wollte. Leider hatte ich keinen Erfolg.

Am 26. März früh ging es wieder weiter. Der Pfad

führte durch einen Wald in bergiger Gegend. Wir kamen nach Tihiotawa, Dörfern des Häuptlings Wahanui, wo ich herzlich aufgenommen wurde. Wahanui, der eigens hingeritten war, gab mir nach alter Maorisitte ein Fest. Nach dem Essen wurde mir ein Hau, der Schweif eines Huiä, überreicht — es war dies schon der dritte —, sowie einige schöngeflochtene Körbe.

Am 27. März ritten wir über Hügelland, passierten den Mangaowhaibach und kamen nach Te Waiarue, dem Dorfe des Häuptlings Te Haere, der vor seiner Hütte, in eine Matte gehüllt, saß.

Mein Begleiter sagte, dieser sei ein hervorragender Krieger. Ich bemerkte: „Gewesen, jetzt ist er doch schon zu alt.“ Doch war ich nicht wenig überrascht, als der greise Häuptling in die Hütte ging und wieder herauskam, nur mit einer Matte um die Mitte bekleidet, die Haare mit Federn verziert, eine Häuptlingslanze in der Hand. Er trat auf mich zu und führte seine Fechtübungen gegen mich. So flink und sicher waren seine Stöße und Schläge mit der Waffe, daß ich den Wind davon verspürte, ohne berührt oder verletzt zu werden. Ich bewunderte die Schnelligkeit und Elastizität dieses alten Mannes, der dann noch mit andern Waffen kämpfte und zum Schluß einen Haka (Kriegstanz) aufführte, wobei er die Augen verdrehte und die Füße, Arme und den Körper mit großer Geschmeidigkeit verrenkte.

Wir blieben über Nacht und ritten am 28. weiter ins ausgedehnte, fruchtbare Mōkautal hinab, wo mehrere Maorikriegerdörfer sichtbar wurden. In Kurataha hielten wir an. Hier erwartete mich bereits der Häuptling Hemera Te Kerehau und nahm mich freundlich auf.

Dieser Häuptling war vom Hofrat Ferdinand von Hochstetter mit einem zweiten Häuptling, Wireama Toitōi, ein-

geladen worden, mit der „Novara“ nach Europa zu fahren. Den Häuptling, der mehrere Sprachen beherrschte und der sich in Europa mit Zylinder und Handschuhen in besten Gesellschaftskreisen bewegt hatte, fand ich in seiner Hütte, am Boden sitzend, nur mit einer Häuptlingsmatte bekleidet, als erbitterten Engländerfeind. Er sagte mir:

„Ich liebte die Europäer; wir gaben ihnen Land, nahmen sie als Freunde auf, aber sie wollten immer mehr und wollten unsere Herren sein. Als wir ihnen kein Land mehr geben wollten, bekriegten sie uns und nahmen uns das Beste. Wir mußten uns in die Wälder und in die verborgenen Täler zurückziehen, wo uns die Soldaten nicht folgen konnten. Ich bin entschlossen, wenn uns die Europäer auch noch diesen letzten Landbesitz streitig machen wollen, mit meinem Stamm bis auf den letzten Mann zu kämpfen, um wenigstens als freier Maori auf eigenem Boden zu sterben!“

Hemera Te Kerehau stellte mich seinen Leuten vor, die über meine weiße Haut erstaunt waren. Sie sahen mir bei dem Rockärmel hinein, ob ich auch da weiß bin. Ein Maori brachte mir in einem aus Weidenruten geflochtenen Käftig einen Luivogel, der mich zu meinem Erstaunen in deutscher Sprache mit „Guten Morgen, Herr!“ begrüßte. Diesen Satz hatte ihn Hemera Te Kerehau gelehrt.

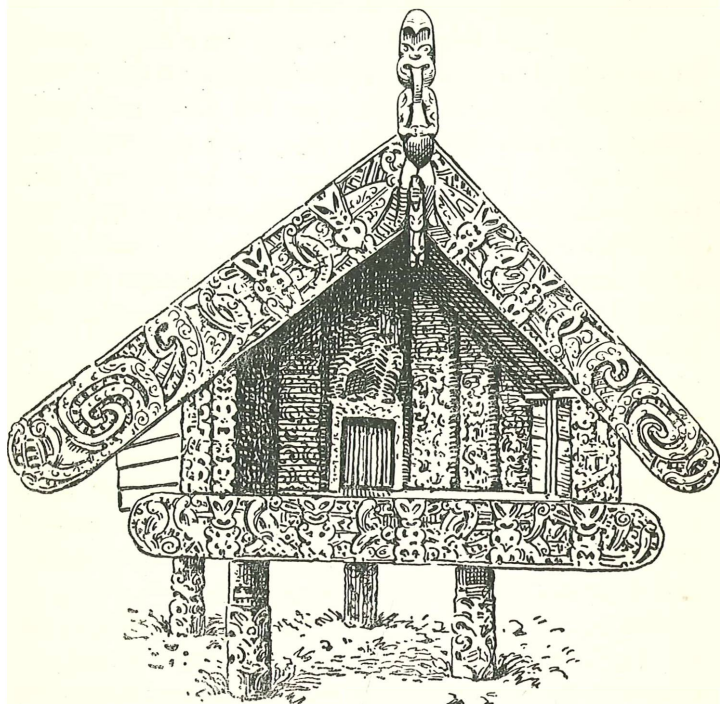
Am 6. ritt ich mit dem Häuptling durch sein Gebiet; als wir nach Rotukotuko kamen, einer auf einer Anhöhe gelegenen Ortschaft, von der aus man das ganze Hemera gehörige Land und noch weiter darüber hinaus sieht, sagte Hemera zu mir:

„Bleibe bei uns; ich gebe dir so viel Land wie du brauchst, und die schönsten Häuptlingstöchter gebe ich dir zu Frauen!“

Als ich dankend ablehnte, war er sehr ungehalten. Er sagte, ich könnte für die Maori den Vermittler mit den

Engländern machen. Es tat mir im Herzen leid, daß ich diesem edlen Naturmenschen nicht zu Gefallen sein konnte.

Auch Hemera zeichnete mich mit einem Huiafchweif und einer kostbaren, mit den Haaren des wilden Hundes verzierten



Vorratsshütte (Bataka).

Häuptlingslanze aus. Als ich um 8 Uhr früh meinen lieben Gastgebern dankte, war Hemera noch verstimmt. Es war ihm unfassbar, daß ich sein verlockendes Angebot nicht annehmen wollte.

Ich verließ Kuratahi, vom Sohne des Häuptlings begleitet.

Am 11. erreichten wir Dtorohanga und kamen endlich am 12. wieder nach Te Kopua, zu meinem besorgten Freunde Honana, der große Freude zeigte, als er mich wohlbehalten wiedersah.

Am 16. früh wanderten wir in das Mangapapagebirge, wo ich reiche Jagdbeute machte. Dann verließen wir diese herrlichen ausgedehnten Urwälder, die sich viele Meilen im Umkreis erstreckten, und kehrten nach Te Kopua zurück.

Einige Tage später ritt ich nach Whatiwhatihoi, um den über die schwere Erkrankung seines Sohnes tiefbetrübten König aufzusuchen. Dann wandte ich mich, von zwei Maori begleitet, nach Alexandra, dem englischen Grenzort, und lud dort meine Begleiter ins Gasthaus ein. Wir aßen reichlich zähe Schnitzel. Aufmerksam sahen mir die Maori zu, wie ich mit Messer und Gabel hantierte, und sie versuchten, es mir nachzumachen. Da es ihnen aber nicht gelingen wollte, sagten sie, es sei viel schicklicher, nach Maorisitte mit den Fingern zu essen, und nahmen die Stücke in die Hand. Auch Senf nahm der eine und steckte gleich einen ganzen Löffel voll in den Mund. Er verzog aber keine Miene, obwohl es ihn wie Feuer brennen mußte, und sagte nur gelassen: „Die Soße ist stärker als Waipiro (Schnaps).“ In Alexandra ergänzte ich meine Ausrüstung und kehrte dann wieder nach Te Kopua zurück.

Am 23. machte ich mich reisefertig zu einer Expedition in die ausgedehnten Urwälder im Südwesten längs des Marapukufusses.

Großartig sind diese Wälder; tiefe, wunderbare Stille herrscht in ihrem Innern. Nur wenn hier und da ein Wildschwein flieht oder Nestoren aufflattern, die auf den beeren-

tragenden Bäumen herumklettern, kommt Leben in das stille Paradies. Aber nachts, wenn es windstill ist, ist es in diesen Wäldern lautlos, wie auf dem tiefsten Grunde des Meeres. Nur wenn ich Feuer machte, kamen, vom Licht angezogen, die kleinen Eulen auf Besuch und glockten den Fremdling verwundert mit ihren hellgelben Augen an, als wollten sie sagen: „Wer gibt dir das Recht, in unsere Geheimnisse einzudringen?“ In manchen Stellen ist der Wald so dicht, daß auch am hellsten Tage die Sonne nicht durch die dichten, schlingpflanzenbeladenen Baumkronen dringen kann.

In der ersten Nacht, die ich in diesem Urwald verbrachte, bereitete ich mein Lager unter einem Pungafarnbaum, dessen Blätter mir als Dach dienten. Ich kochte mir Tee und briet mir einige Lauben am Spieß. Ein Geräusch unterbrach die Stille — ich sah einen Kiwi wie einen kleinen Waldkobold, mit gebücktem Rücken, den Schnabel auf den Boden stützend, um das Feuer schleichen.

Bei meiner ersten Bewegung horchte er auf und war im nächsten Moment im Walde verschwunden.

Bis am andern Morgen das Frühstück fertig war, balgte ich die am Vortag erbeuteten Vögel ab und verpackte sie; dann ging's weiter, tiefer in den Urwald hinein.

Da bald schlechtes Wetter eintrat, mußte ich meine Forschungen unterbrechen. Manche Berglehnen waren so steil und schlüpfrig, daß ich mehr rückwärts rutschte als vorwärtskam. Meine Wäsche und Kleider waren so durchnäßt, daß ich nichts Trockenes mehr am Leibe hatte. Meine Beute war überdies so reichlich, daß ich die Last kaum mehr schleppen konnte, und so war ich über die Unterbrechung gar nicht böse.

Am 2. Mai erreichte ich Hikurangi. Dort blieb ich, um meine Sammlungen besser zu packen.

Von hier ging eine kleine Karawane unter Führung meines Freundes Te Witiora, beladen mit den von mir gesammelten Gegenständen, mit mir über Whatiwhatihoi nach Alexandra, wo ich Kisten besorgte, einpackte und die Weiterbeförderung der Sachen in die Wege leitete.

Wenige Tage später war ich wieder bei Honana in Te Kopua. Am 15. ging ich mit Häuptling Poupatato in das Pirongiagebirge, um Para zu suchen, eine Farnart, die von den Maori in den Wäldern gepflanzt wird. Wenn die Knollen reif sind, werden sie ausgegraben und in der Kochgrube gedünstet. Sie schmecken wie Trüffel.

Am 16. Fehrten wir nach Te Kopua zurück, wo ich zu packen begann. Meine Forschungen in diesen Gegenden und meine Studien des Maorivolkes waren beendet. Ich hatte von diesen Kindern der Natur einen viel besseren Eindruck gewonnen, als ich ihn mir früher vom Hörensagen und durch Lektüre gebildet hatte.

Vor diesen Maori empfand ich die Beschämung, die wohl jeder fühlende Mensch erlebt, der an die Geheimnisse der Natur herantritt, angefüllt und gottähnlich angeschwellt von Schulweisheitsdünkel. Sobald er aber die Geheimnisse auf sich wirken läßt, schmilzt sein Wissen vor ihnen zu einem Nichts, und es bleibt ihm nur tiefe Ehrfurcht vor der lebendigen Ewigkeit der Natur und Ekel vor jener Geistesrichtung, die „zwar vieles weiß, doch gerne alles wissen möchte“.

Jenes Europäertum, das die ganze Welt „unterworfen“ hat und das die gottnahen Urmenschen „Wilbe“ nennt, empfand ich als einen Ausatz, von dem mich die „Wilden“ und die „wilden Tiere“ hatten heilen wollen. Ich fühlte mich mitschuldig an dem großen Verbrechen, das Europa an diesen „Wilden, die wahrhaft bessere Menschen“ waren, begangen hatte, indem es sie ihres Landes, ihrer Sitten und ihrer

Freiheit beraubte. Ich hörte die Sägen in den Kauriforsten klingen, die den Riesenbaum, der Jahrhunderten Troß geboten hatte, in einer Stunde mähen; ich sah im Geiste dieses letzte Maoriland der Maschine Europa unterliegen. Was der Kannibalismus in Jahrhunderten nicht hatte vernichten können, das gelang der europäischen Zivilisation fast in einem Menschenalter.

Schwer, sehr schwer wurde mir der Abschied von diesen schlichten Freunden. Alle Dorfbewohner saßen im Kreise um mich und weinten. Es war ein ehrliches, kein konventionelles „Tangi“ (Totenklage).

11. Neuseeländische Sonderlinge.

Der Aufenthalt im Urmaoriland war mein tiefstes Erlebnis auf Neuseeland. Ich hatte hier nicht nur Einblick in eine dem Untergange geweihte edle Rassenkultur eines Naturvolkes gewonnen, sondern auch die heimische Tierwelt, die hier noch in paradiesischer Sorglosigkeit in ausgedehnten Urwäldern hauste, so genau studieren können, wie dies vor und nach mir wohl wenigen beschieden gewesen ist. Ich will nur von den seltsamsten Tieren das Merkwürdigste erzählen.

Ein Sonderling unter den Vögeln Neuseelands ist der Kiwi, von dem mir vier Arten bekannt sind. Der Kiwi ist ein Strauß von der Größe eines großen Haushuhns, von gedrungenem Körperbau, mit kräftigen, krallenbewehrten Füßen, einem langen, säbelartig gekrümmten Schnabel, an dessen Ende vorzüglich entwickelte Riechorgane sitzen, mit ganz verkümmerten, kaum sichtbaren Flügelrudimenten und bedeckt mit haarähnlichen braunen oder graubraunen Federn.

Als Einsiedler, ungesellig, streift der Kiwi fast das ganze Jahr durch die Wälder. Bei Tag schläft er in meist unter

Bäumen angelegten Höhlen; nach Sonnenuntergang kommt er heraus, um Nahrung zu suchen. Bedächtig schreitet er im Dunkel auf ausgetretenen Kiwipfaden, den Kopf zur Erde gebeugt, so daß sein Riechorgan knapp über die Erde hinstreift.

Diese Pfade werden von den Kiwi mit großer Sorgfalt angelegt und täglich von Ästen, Steinen usw. gesäubert; sie sind etwa 26 Zentimeter breit. Die Wälder, in denen Kiwi hausen, sehen wie von Miniaturstraßensystemen geädert aus.

Nur für die kurze Zeit der Paarung wird der Sonderling gesellig.

Die Flitterwochen werden gemeinsam in einer Höhle verbracht, und Nacht für Nacht geht das Paar gemeinsam auf Nahrungssuche. Ich beobachtete stets, daß sich alte Weibchen junge Männchen und alte Männchen junge Weibchen zu Liebesgespielen suchten.

Wenn das Weibchen sein Ei gelegt hat, übernimmt das Männchen das Geschäft des Brütens, während das Weibchen allein in einer benachbarten Höhle schläft. Die Jungen sind bald selbständig, und die Eltern kümmern sich wenig um sie; ich sah niemals Kiwi ihre Jungen verteidigen.

Ein in seinen Lebensgewohnheiten dem Kiwi ähnlicher, ebenso absonderlicher echter Neuseeländer ist der große grüne Erd- oder Eulenspapagei, der Kakapo der Maori. Diese Vögel haben ein mehr eulen- als papageiähnliches Aussehen, sie sind etwas größer als der Kiwi, und auch sie können nicht fliegen; ihr Brustkorb ist flach, und die Flügel sind verkümmert. Sie leben noch einsamer als die Schnepfenstrauße, sie sind unter allen Vögeln die ungeselligsten.

Wie die Kiwi sind auch die Kakapo Nachtwandler. Tagsüber schlafen sie in Höhlen, und „der Mond ist ihre Sonne!“

Der dritte im Bunde der Skurrilen ist das Maorihuhn oder Weka der Maori. Ich beobachtete sechs bereits bekannte

Arten und entdeckte eine siebente bisher unbekannte auf der Stewartinsel.

Diese Rallen sind Halbnachtvögel. Wehrhafter und schlauer als Kivi und Kakapo, ist das Maorihuhn auch geselliger. In Größe und Aussehen ist die Riesenralle dem Kivi ähnlich, sie kann aber fliegen und bevorzugt Sümpfe, Seen und Flußauen als Aufenthaltsort.

Ihre Zutraulichkeit, ja Zubringlichkeit und ihre diebische Veranlagung habe ich oft in wenig erfreulicher Weise erfahren.

In den Stunden beobachtete ich viel die Maorihühner, die so zutraulich waren, daß sie ohne weiteres in meine Hütte kamen und sich von mir Futter geben ließen oder es stahlen. Im Duskybund besuchte mich jeden Morgen und Abend eine Weka und holte ihr Futterdeputat. Als ich diesen Lagerplatz auf einer zweiten Expedition wieder aufsuchte, kam zu meinem größten Erstaunen meine alte Freundin wieder zu mir betteln.

Weniger erfreulich waren mir ihre diebischen Eigenschaften. Als ich einmal im Freien auf einem Baumstrunk mein Mittagmahl ausgebreitet hatte, sah ich einen schönen Falken vorüberfliegen und verfolgte ihn. Bei meiner Rückkehr fand ich den „Tisch“ leer; Butterbrot und Messer hatte mir eine Weka gestohlen.

Wenn sie sich verfolgt wußten, waren sie von erstaunlicher Schlaueit; meinen Cäsar foppten sie oft stundenlang durch Wälder, indem sie in einer Höhle verschwanden und, während Cäsar grub, bei einer andern Öffnung herauskrochen. Setzte dann Cäsar die Verfolgung fort, so liefen sie im Zickzack und um Baumstämme wie beim Fangenspielen.

Ein absonderlicher Vogel ist auch der heilige Huia der Maori, dessen schwarze, am Rande weiß gebänderte Schwanzfedern als höchstes Häuptlingsrangzeichen von den Maori im Haar getragen wurden.

Das Sonderbare an diesem Vogel ist, daß die Natur Männchen und Weibchen unzertrennbar aneinandergefettet hat. Das Männchen nämlich hat einen kräftigen, kurzen, keilförmigen Schnabel, mit dem es, wie ein Specht, Löcher in Rinde und Baumstamm hackt; der Schnabel des Weibchens dagegen ist lang, dünn und gebogen und befähigt es, die Würmer aus den vorgebohrten Löchern wie mit einer Pinzette herauszuziehen. Die gefundene Nahrung wird ehrlich geteilt. Beide Gatten sind also gezwungen, in glücklicher Ehe zu leben, wenn sie nicht verhungern wollen.

Der zarteste und wunderbarste unter den Sängern der neuseeländischen Vogelwelt ist der Glockenvogel, der schon sehr selten und nur noch auf kleineren Inseln zu finden war.

Auf der Hauturuinsel beobachtete ich eingehend diesen süßesten Sänger des Urwaldes. Nahe meiner Nikaupalmenhütte inmitten der einsamen Insel konzertierte jeden Morgen und Abend zehn bis zwanzig dieser bunten Vögel. Es war ein regelrechtes Konzert. Ein auf dem höchsten Aste sitzender Vogel gab durch einen schnalzenden Schlag mit dem Schnabel das Zeichen zum Beginn, dann setzte unisono der Chor ein, der wieder durch einen Schlag des Kapellmeisters zum Pauzieren gebracht wurde.

12. Ein Naturschutzgebiet.

Sch ließ alle meine Sachen nach Te Awamutu schaffen und wandte mich nach Auckland. Als ich am 21. Mai dort ankam, sandte ich sogleich meinen früheren Assistenten Dobson nach der Hauturuinsel, damit er dort unsere alten Hütten ausbessere, weiter im Innern neue baue und Proviant in sie verteile.

Während dieses Aufenthaltes auf der Hauturuinsel, die

mir den heißerkämpften Erfolg brachte, den Tiora zu finden, erfuhr ich von den Eingeborenen, daß sie im Gebirge das Nest einer seltenen Nestorenart mit Jungen darin gesehen hätten. Am 16. Juni gingen wir auf die Suche nach dem kostbaren Nest. Da gerade Ebbe war, konnten wir rascher vorwärtskommen, bis wir eine Wildschweinfährte fanden, die in Serpentinien über die steilen Konglomeratfelsen aufwärts führte.

Als mein Assistent sah, daß es Abend wurde und wir noch immer nicht die Nestorenbrutplätze erreicht hatten, fragte er mich, ob wir hier oben lagern wollten. Da ich verneinte, kehrte er um, mit der Bemerkung, er wolle sich nicht in der Nacht in den Felswänden den Hals brechen.

Ich ging weiter und traf Maori, die hier Kauriharz gruben. Sie zeigten mir in einer Höhle die jungen Nestoren, die aber leider alle vier tot waren. Sie waren erst einige Tage alt, mit weißen Daunen bedeckt. Ich mußte sie also noch heute abbalgen, sonst wären sie verdorben.

Die Maori wollten mich nicht zum Lager zurückgehen lassen, da es über die Wände, die zu dem Meere abfallen, zu gefährlich sei. Ich ließ mich aber nicht abhalten, denn meine Beute mußte gerettet werden. Die Maori machten aus einem hohlen Nikaustamm und Kauriharz für mich eine Fackel, die prächtig leuchtete, aber leider schon verlöschte, als ich den Wald durchquert hatte und zu den Felswänden kam. Nun hieß es, in stockfinsterner Nacht klettern.

Ich ließ Cäsar vorangehen und kroch auf allen vieren nach. Als ich ihn einmal vermißte, rief ich ihn; da kam er, nach rückwärts kriechend (denn umdrehen konnte er sich auf dem schmalen Felsbände nicht), bis sein Schweif mein Gesicht berührte. Er führte mich so bis ans Ufer.

Die Brandung rollte schon ziemlich weit herein, und ich

mußte mich beeilen, um nicht von der Flut eingeschlossen zu werden, da dann das Wasser bis zu den Felsen heraufkommt. Wir kamen ziemlich rasch vorwärts, aber bei mancher Felskante mußte ich warten, bis die dritte Welle hereinrollte, und dann rasch durch die Brandung laufen, um nicht hinausgespült zu werden.

Wir kamen zu einem Felsvorsprung, an dem es nicht mehr möglich war, durch das Wasser zu kommen. Zurück konnte ich nicht mehr, da unweit von mir das Wasser schon an der Felswand brandete. In diesem kritischen Augenblick verließ mich auch Cäsar.

Ich überlegte einen Moment, wie ich mich retten könnte. Der trockene Raum wurde immer kleiner, da bemerkte ich durch das Leuchten der Brandung in der Nähe einen Schiffsbalken; ich zog ihn rasch zu mir und lehnte ihn über den Felsen. Das Wasser reichte schon zu meinen Füßen herauf. Ich kletterte über den Balken und den vorspringenden Felsblock.

Von hier an war das Ufer nicht mehr steil, da der Wald bis herunter reicht. Als ich bereits auf dem gesicherten Heimweg war, kam mir Cäsar entgegengeläufig. Er war wie toll vor Freude.

Als ich heimkam, fragte ich meinen Assistenten, ob Cäsar schon bei ihm gewesen sei.

„Ja,“ antwortete dieser, „er kam und bellte, dann lief er fort, kam dann wieder, bellte wieder und lief neuerdings weg, aber ich verstand nicht, was er wollte.“

Ich erklärte ihm, daß er die Aufforderung des Hundes wohl hätte verstehen können, nämlich, mir zu Hilfe zu kommen, und daß er in Zukunft, wenn der Hund einmal ohne mich käme, dies als ein von mir gegebenes Notsignal ansehen sollte.

Als ich meine Arbeiten und Forschungen abgeschlossen

hatte, mußte ich lange auf die Ankunft des Schiffes warten, das mich wieder nach Auckland befördern sollte.

Am 10. Dezember kam endlich die „Kangatira“ in Sicht. Da das Wetter unruhig war, trugen wir alles ans Ufer, um schnell ins Boot zu kommen. Der Wind frischte weiter auf, und mit knapper Not kamen wir an Bord. Wir hatten hohe See, aber eine gute Brise, so daß wir schon abends in Auckland anlangten. Hier wurde ich bei der Familie Dobson freundlich aufgenommen.

Am 12. Dezember arbeitete ich an meinen Sammlungen, und Freund Dobson ging zu Herrn Kaar, Bootbauer in Auckland, um ein Boot nach meinen Angaben in Form eines schwedischen „Dingi“ zu bestellen, Bugspriet und Sternteil scharf zugespitzt, 1,8 Meter breit, 6,3 Meter lang, 1,2 Meter tief, Klinkergebaut (d. h. eine Planke überlappt die andere), mit falschem Kiel; eine starke, längliche Eisenplatte ist mitten im Kiel senkrecht eingelassen und mit Holz so eingeschlossen, daß kein Wasser durchdringen kann; dieser Teil ist mit einem Aufzug verbunden, damit er bei guter Brise hinuntergelassen und beim Landen wieder aufgezogen werden kann. Oben ist das Boot oval gedeckt, ohne Rand, damit die Sturzwellen leicht darüberwaschen können; der Steuersitz hat erhöhten Rand, woran eine in Öl getränkte Segelleinwand befestigt ist, die der Steuermann überschnallen kann, um nicht über Bord gespült zu werden.

Das Boot hat ferner einen Mast, ein viereckiges Großsegel, zwei Klüver mit den dazugehörigen Lauen, zwei eiserne Anker mit Ketten und Walzen am Bugspriet; einfache und doppelte Flaschenzüge, vier starke, große Ruder, einen dreieckigen Bootshaken, Reservesege und Laue, Schiffskarten, Kompaß, Schiffslaterne, Ofen. Unter Deck war ein Raum für Proviant und Sammlungskisten.

Am 1. Januar 1883 kaufte ich Geschirr, Proviant für sechs Monate, dann wurde Ballast ins Boot geschafft, das Boot bei der Hafenz Polizei registriert und „Naturalist“ (Naturforscher) getauft.

Am 2. Januar machten wir eine Probefahrt, die gut ausfiel. Von einigen Freunden begleitet, ging ich am nächsten Tag in den Hafen. Als sie unser Boot sahen, sagten sie:

„Lebe wohl, Lieber! Wenn du mit diesem Waschtrog auf die hohe See gehst, wirst du nie wiederkehren.“

Das war zwar nicht aufmunternd, aber ich wußte, daß sich unser wetterfestes Boot, wenn es auch kein Preissegler war, im Sturm doch gut halten würde. Da wir keine Brise hatten, griffen ich und mein Freund Dobson nach den Rudern, um aus dem Hafen zu kommen.

Als wir zum Leuchtturm kamen, sprang eine leichte Brise auf. Die Ruder wurden eingezogen, die Segel klargemacht, und es ging im Fluge vorwärts. Im Westen tauchte ein Gewitter auf, das rasch näher kam; der Nordwestwind wurde immer stärker. Wir reßten die Segel hoch, und nun bekam der „Naturalist“ seine Laufe.

Die Nacht brach herein, und wir mußten trachten, daß wir aus dem Bereich der Dampferlinien kamen. Als wir in die Nähe der „Mehlsack“-Insel kamen, so genannt wegen ihrer länglichen Form, hatten wir ruhiges Wasser. Ich warf das Senkblei aus, bei 9 Meter ließen wir die Anker in die Tiefe.

Am 4. um 3 Uhr früh lavierten wir wieder hinaus. Draußen wütete der Sturm ungeschwächt weiter, und unser Boot tanzte wie eine Nußschale über die hochgehenden Wellen. Ich nahm den Kurs nach der Kawauinsel und segelte in den südlichen Hafen bis vor die Meierei Sir George Greys, dem diese Wunderinsel gehört.

In einer reizenden Bucht im Südwesten steht das Herrenhaus

in einem herrlichen Garten einheimischer und fremdländischer Gewächse. Das Haus sieht von außen schlicht aus, aber im Innern ist alles auf das luxuriöseste und bequemste eingerichtet.

Da unser Boot sturmsicher vor Anker lag und wir beide müde waren, schliefen wir rasch ein; Cäsars Bellen und der Klang näher Kommender Ruderschläge weckten uns aber bald. Es war der Meier Sir Greys, der uns, als er die „Eindringlinge“ erkannte, freundlich begrüßte und an Land brachte.

Am nächsten Morgen stattete ich Sir George meinen Besuch ab und erhielt Erlaubnis, auf seiner Insel zu jagen. Die Dpossums und Wallabies hatten sich so rasch vermehrt, daß sie im Garten und auf den Weiden großen Schaden anrichteten. Am ersten Tag erlegte ich sechzehn Stück. Die Insel war reich an eingeführtem Wild; außer den Kängurus und andern Beuteltieren gab es Hirsche, Pfauen, Maorihühner, Wachteln und viele Strand- und Seevögel.

Wir mußten tagelang auf besseres Wetter warten.

Am 10. endlich konnten wir das Boot reisefertig machen. Ich dankte dem lebenswürdigen Hausherrn, dann verließen wir den kleinen Hafen, um nach Norden zu segeln.

Beim Passieren des Takahu-Point-Riffes war uns die hochgehende See sehr gefährlich, und ich wollte schon im Hafen von Omaha Schutz suchen. Aber mein Freund meinte, wir sollten doch nach der Tarangainselfeuern, es werde uns schon gelingen, zu landen.



Göte aus Hawaii.

Als wir uns endlich dem Sail-Rock näherten, einem Felsen, der von der Ferne wie ein Schiff aussieht, sah ich, daß heute eine Landung unmöglich sei, da die Brandung hoch an die Felsen schlug. Ich legte also um und versuchte in Mangawai, einem kleinen Hafen, zu landen; da wir aber schlechten Wind und hohe See hatten, mußten wir laviereu.

Als es Nacht wurde, befestigte ich unsere Laternen am Mast, da wir in der Linie der an der Küste fahrenden Australien=Amerika=Dampfer waren, um von ihnen bemerkt und nicht in den Grund gestoßen zu werden. Durch den Wind und das Rollen des Bootes verlöschte aber immer wieder das Licht.

Es wurde dunkler und dunkler, ich hörte schon die Brandung an der Küste, aber an ein Einlaufen war nicht mehr zu denken. Ich sondierte also mit dem Blei und ließ bei 4 Faden den Anker aus. Da infolge des hohen Seegangs das Boot zu stark an der Ankerkette riß, ließen wir den zweiten Anker vom Stern aus in die Tiefe. Während mein Assistent schlief, übernahm ich die Wache, um schnell hinauszulavieren, wenn der Wind wechseln oder gar von See kommen sollte. Gelang mir dies nicht, so wäre nur das Anlaufen an das sandige Ufer übriggeblieben, was gewöhnlich ein Opfer des Bootes, wenn nicht des Lebens bedeutet. Ich war froh, als der Tag zu grauen anfang.

Bei ungünstigem Nordwind lavierten wir hinaus. Der Wind nahm ab, aber die See ging noch hoch und, obwohl ich vom Sail-Rock wegsteuerte, trieb uns die Strömung immer näher gegen den Felsen. Rasch zogen wir die Segel ein und griffen zu den Rudern. Eine Stunde mußten wir mit Anstrengung aller Kräfte arbeiten, bis wir die Strömung, die uns den Klippen näherzog, überwunden hatten.

Nun setzten wir wieder, obwohl die Brise schwach war,

Segel und steuerten der Tarangainsel zu. Wir erreichten sie erst so spät abends, daß wir die Landung nicht mehr wagen konnten. Ich legte also wieder um und lavierte. Meinen Freund ließ ich wieder schlafen, und ich schnallte mich auf meinem Steuerfisch an, da ich bei Tagesgrauen, wenn möglich, landen wollte.

Die Nacht war günstiger als die vorhergehende; der Wind hatte nachgelassen, auch die See hatte sich beruhigt. Das einzig Unangenehme auf dem Schiff war der Gestank, den meine Känguruhs ausströmten. Nach Mitternacht bemerkte ich im Wasser neben mir ein stark phosphoreszierendes Leuchten, und bald sah ich neben dem Boot die Rückenflosse eines großen Haifisches aufragen. Ich weckte meinen Assistenten und befahl ihm, ein Känguruh über Bord zu lassen. Bald darauf war der Hai verschwunden; er hatte eine Länge von mindestens 9 Meter.

Das Geschrei der Sturmvögel am 13. zeigte mir an, daß ich mich der Insel nahe befand. Bei Tagesanbruch bereitete ich alles zum Landen vor. Ich steuerte so weit heran, als ich konnte, zog dann die Segel ein und benutzte die Ruder. Als wir nahe genug waren, warf ich den Fanganker aus, und mein Freund ließ im selben Moment den zweiten Anker vom Stern nieder, damit das Boot nicht an die vielen Riffe schlagen konnte, über die sich die Brandung schäumend wälzte.

Ich entkleidete mich, und während mein Freund die Sandballastfäcke ausleerte, erwartete ich mit einem Seil um die Hüften und einer Art in der Hand den Augenblick, in dem die Brandung zurückging. Dann sprang ich hinaus, lief ans Ufer und befestigte das Seil an einem Baum. Ich hackte kleine Bäumchen ab, über die das Boot aufgezogen wurde. Nun trug ich auf dem Kopf Lebensmittel und Werkzeug durch

die Brandung ans Land. Cäsar sprang auch aus dem Boot. Jetzt, in leerem Zustand, konnte es, nachdem die Anker gehoben und die Flaschenzüge angebracht worden waren, auf die provisorisch hergestellte Holzwerft gehoben werden. Wir durften das Boot aber nicht dort lassen, da ich am Felsen die Merkmale der Brandung sah; es mußte also noch höher hinaufgebracht werden.

Obwohl wir mit doppelten Flaschenzügen arbeiteten, ging es nur langsam vorwärts. Wir arbeiteten mit größter Anstrengung, denn das Boot auf dieser verlassenen Insel, an der kein Schiff landet, verlieren, wäre gleichbedeutend mit Verhungern gewesen. Welle auf Welle wälzte sich höher herein und schlug an unser Boot, das sich nur ruckweise hob. Schon fing es an zu dämmern, als eine Riesenwelle das Boot, während wir mit aller Kraft zogen, so hoch hob, daß es auf den von uns vorbereiteten Stützen hängen blieb.

Nachts nahm der Wind zu; im Walde krachte es, als wenn die wilde Jagd los wäre. Mein Freund schnarchte, aber ich konnte nicht schlafen. Als ich endlich doch einschlief, weckte mich plötzlich ein fürchterliches Getöse; ich hörte Steine an die Bootswand schlagen. Cäsar fing zu bellen an. Mein Freund und ich sprangen auf und hielten mit den Laternen Nachschau. Da sahen wir unterhalb unseres Bootes, von Erde und Steinen bedeckt, einen großen Baumstamm liegen, den der Wind niedergedrückt hatte. Hätten wir das Boot tiefer unten gelassen, so wäre es vom Baum zertrümmert worden. Den Rest der Nacht wachten wir abwechselnd beim Boot.

Am 14. früh fing mein Freund zu arbeiten an, um einen besser gesicherten Platz für unser Boot vorzubereiten. Ich ging dann in nordöstlicher Richtung; alles war mit dichtem Urwald bewachsen und sehr steil.

Am 16. half ich meinem Freund, unser Boot an den

endgültig hergerichteten Platz zu schaffen. Er blieb zurück, um im Lager alles zu ordnen und Hütten zu bauen, während ich über die steile Berglehne nach Norden ging. Je höher, um so dichter wurde der Wald.

Ich fand die verschiedensten Vogelarten und auf dem Hochplateau in selbstgegrabenen Höhlen Brückenechsen, jene seltenen Saurier, die ich schon auf der Moro-tiri- und der Hauturuinsel gefunden hatte. Hier lebten sie nicht in Gemeinschaft mit Sturmvögeln.

Am 19. herrschte starker Sturm und Nordostwind. Die Brandung schlug fast bis an unser Boot hinauf, und ich befürchtete, daß wir, wenn der Wind nach Südost oder Süd umschlüge, unser Boot verlieren würden. Wir fingen gleich zu arbeiten an, um das Boot noch vier Meter höher zu bringen.

Der Wind wandte sich immer mehr nach Süden, und die Brandung stieg andauernd. Wir arbeiteten so schnell wir konnten, und das Wasser, Schweiß und Regen gemischt, rann uns vom Körper.

Unsere Hände waren aufgerissen und unsere Kräfte ließen bereits nach. Erst um 9 Uhr abends hatten wir mit Aufbietung der letzten Kräfte das Boot endlich in Sicherheit gebracht.

Der Sturm wütete fort, und der Regen fiel in Strömen. Er riß uns die Hütte nieder, so daß wir rasch unsern Proviant, von dem ein Teil vernichtet wurde, im Boot unterbringen mußten.

21. Februar. Von den vielen Anstrengungen und dem wenigen, schlechten Essen waren wir beide schlapp geworden. Ich ging also, um Tauben zu schießen, damit wir uns eine stärkende Suppe bereiten konnten. Der Sturm hatte noch nicht nachgelassen, und ich hatte Mühe, den herabfallenden Ästen auszuweichen.

Auf der steilen Berglehne war es so schlüpfrig, daß ich mich von einem Baum zum andern hinaufziehen mußte. Plötzlich blieb Cäsar unter einem Baume stehen; nach langem Spähen sah ich in einer Astgabel eine Taube sitzen, die ich schoß. Ich kletterte weiter, glitt aber aus und fing mich beim Fallen an einem Bäumchen. Im selben Augenblick fühlte ich einen Schlag auf das Hinterhaupt, der mich zu Boden warf.

Als ich wieder zu mir kam, spürte ich Wärme in meinem Gesicht und hörte das Wimmern Cäsars, der mein Gesicht ableckte. Ich hatte starke Schmerzen am Hinterkopf, und in den Hals rieselte mir Blut. Neben mir lag der Wipfel des Baumes, an dem ich hängengeblieben war. Er war morsch gewesen und durch den jähen Ruck abgebrochen. Langsam kletterte ich zum Lager zurück, wo mir mein Assistent die Wunde auswusch und verband. Ich hatte einen Knochenbruch am Schädel erlitten; die Schmerzen stellten sich auch später wiederholt ein, so daß ich mich mehrmals Operationen unterziehen mußte, das letztemal in Linz, wobei immer noch Knochensplitter jutage gefördert wurden.

Vom 23. bis 26. dauerte der Sturm. Ich hatte so heftige Schmerzen, daß ich nicht schlafen konnte. Das Wetter war aber zu schlecht, als daß wir es hätten wagen können, das Boot in die wild anstürmende Brandung hinauszubringen. Am 26. fühlte ich mich etwas besser und wagte einen kleinen Spaziergang.

Am 28. ließen wir um 2 Uhr unser Boot auf einem provisorischen Holzgestell ab. Da Ebbe war, wurde der Anker mit der 20 Faden langen Kette hinausgetragen, dann alles ins Boot gepackt. Auch Cäsar sprang hinein.

Als der Wind wieder auffrischte, zogen wir uns an der Ankerkette hinaus. Die See wurde immer unruhiger, die Ankerkette fing zu schleifen an, ich nahm den Bootshafen

und hielt das Boot, damit es nicht an den Felsen zurückgeworfen wurde. Mein Freund warf den Fanganker und zog den großen herein; der Fanganker hielt gut.

Als wir auch diesen einziehen wollten, spürten wir, daß er sich zwischen Steinen verbissen hatte; wir mußten also wieder den großen Anker an kurzer Kette ablassen, da wir den Fanganker nicht entbehren konnten. Dobson entkleidete sich, schlang eine Leine um die Mitte, nahm die zweite in den Mund und tauchte unter Wasser. Er befestigte die eine Leine an dem Ankerflügel, und ich zog den Anker ein.

Als mein Freund zum Boot zurückschwamm, sah ich Knapp neben ihm einen Hai auftauchen. Rasch griff ich nach dem Gewehr und schoß dem Räuber eine Ladung in den Leib, dann zog ich meinen Assistenten an Bord.

Die 29 Kilometer bis Whangarei Head legten wir in anderthalb Stunden zurück.

Am 2. März segelten wir nach Whangarei.

Von hier aus unternahm ich mehrere Streifzüge und eine Fahrt zu den umliegenden Inseln.

Am Nachmittag des 18. verließ ich Whangarei Head und ging nach Paroa Bay. Hier borgte ich mir ein Boot und ruderte 11 Kilometer weit den Padomfluß hinauf. Spät abends kam ich zu Herrn Cay, der hier eine Sägemühle hat. Bei ihm blieb ich über Nacht.

Am 19. früh nahm ich Haue und Schaufel und grub in alten Maorilagerplätzen unter Dünen an der Meeresküste. Ich fand runde gebrannte Steine, Knochen, Eierschalen von Moa, ja sogar ein ganzes Moa-Ei, das schon allenthalben Sprünge zeigte. Vorsichtig grub ich mit dem Weidmesser herum, doch gerade als ich mein Taschentuch unterschieben wollte, fiel das kostbare Ei auseinander.

Bis zum 6. April durchforschte ich nach verschiedenen

Richtungen die größte der Moro-tiri-Inseln. Um 2 Uhr früh trugen wir bei Ebbe die großen Anker hinaus, vergruben sie im Sand, schoben das Boot auf Holzrollen seewärts, packten alle Gegenstände hinein und warteten, bis die Flut hereinkam.

Um 4 Uhr hatten wir genug Wasser; wir ruderten aus der Bucht, die Segel wurden gerefft. Als wir über die Insel hinaus kamen, ging der Wind südwest. Ich konnte nicht begreifen, daß unser Boot so tief im Wasser war, und fragte meinen Assistenten, ob er zuviel Ballast eingeladen habe.

Als wir nachsahen, fanden wir Wasser im Boot. Nun hieß es schnell ausschöpfen. Ich steuerte, mein Freund schöpfte; wenn er müde war, löste ich ihn ab.

Um 6 Uhr nachmittags erreichten wir wieder Auberly Bay, wo wir ankerten und ausluden. Der Proviant und auch ein Teil der Sammlungen war verdorben. Nachdem wir alles gesichert hatten, gingen wir, da auch unser Bettzeug naß war, zu Herrn Auberly, um bei ihm zu übernachten. Am nächsten Morgen, als wir zum Boot kamen, sah nur noch der Mast aus dem Wasser; das Boot war gesunken. Bei Ebbe schöpften wir es aus, nahmen den Mast heraus, drehten das Boot um und fanden eine zerbrochene Planke. Nun wurde ein Lappen in Leer getaucht und daraufgenagelt. Als der Leer trocken war, segelten wir am 7. April zu Herrn Edwards, um das Boot reparieren zu lassen.

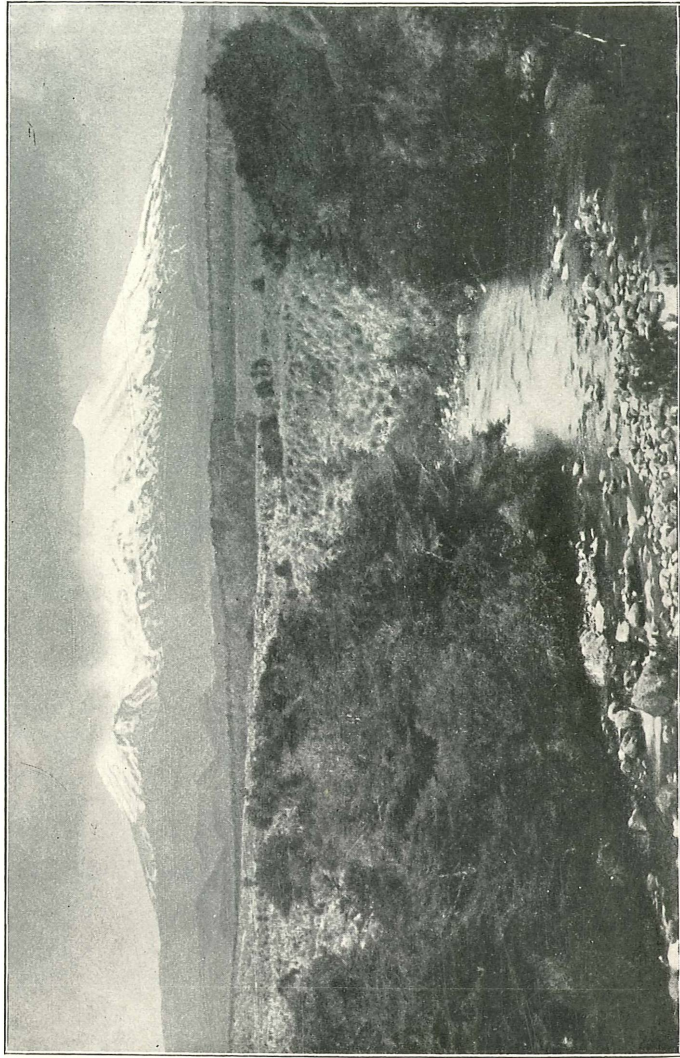
Ich durchforschte einen Monat lang die Küstengegend und die zahlreichen Kleinen nur von Vögeln bewohnten Inseln und kehrte am 18. Mai nach Whangarei Head zurück. Am 20. früh segelten wir, nachdem ich von allen alten Freunden Abschied genommen, nach Auckland, wo wir abends ankamen und von der Familie Dobsons freundlich aufgenommen wurden.

Nun hatte ich viel Arbeit, um die Sammlungen zu ordnen.

Erst im Dezember wurde unser Boot wieder ausgerüstet,



Pinguinbrutplatz auf einer der South-Inseln.



Vulkan Ruapehu.
Im Vordergrund der Wanganufluß.

wir verproviantierten uns, und am 6. segelten wir von Auckland mit einer südlichen Brise ab, konnten aber wegen schlechten Wetters erst am 11. auf der Hauturuinsel landen. Dobson segelte nach Whangarei Head zurück; ich packte für eine Woche Proviant ein, Munition, Gewehr, Kompaß usw. und verließ, von Cäsar begleitet, das Lager, um in das Innere vorzudringen.

Am 12. ging ich um 4 Uhr früh bei Regen zu den Felsabhängen, wo ich früher den Tiora beobachtet hatte. Zu meiner Freude fand ich, daß sich die seltenen Vögel seit meinem letzten Besuch vermehrt hatten, was ich dadurch erreicht hatte, daß ich damals verwilderte Katzen und alte Tioramännchen abschöß. Jetzt konnte ich ganze Familien beobachten.

Am 16. kletterte ich auf den höchsten Berggipfel. Kaum war ich oben, überraschte mich ein Gewitter. Blitz auf Blitz zuckte nieder, und in den Felswänden rollte der Donner ununterbrochen. Der Wind peitschte den Regen, der sich in den Schluchten zu reißenden Wildbächen sammelte. Mit Mühe erreichte ich meine Hütte; alle Augenblicke duckte ich mich vor niederstürzenden Bäumen und Felsblöcken.

Am 19. schoß ich noch einige Vögel, sammelte Farne und ging dann in die Maoriansiedlung. Am 20. segelte ich nach Auckland zurück, wo ich einige Zeit mit dem Ordnen meiner Sammlungen zu tun hatte.

13. Wieder in den neuseeländischen Alpen.

Im März 1884 rüstete ich mich für eine längere Expedition aus, die mich wieder nach dem Süden führen sollte. Der Küstendampfer, den ich benutzte, hielt an allen

größeren Orten, und ich hatte Ruße, die Küsten, Gebirge und Inseln, die ich in den vergangenen Jahren durchforscht und durchwandert hatte, zu betrachten, wie man eine Landkarte ansieht, um auf ihr in der Erinnerung noch einmal alte Reiseerlebnisse zu durchleben.

Mein vorläufiges Ziel war Wellington, aber ich hegte große Reisepläne. Ich wollte die Fjorde an der Westküste der großen Mittel- (oder besser Süd-) Insel genau durchforschen, die damals zum größten Teil noch jungfräuliches, von keinem Menschen — nicht einmal von Maori — betretenes Land waren.

Aber das waren einstweilen Luftschlösser. Zu ihrer Verwirklichung gehörte viel Geld, viel mehr, als ich hätte erarbeiten können; denn ich mußte ein Schiff mieten, das — ganz nach meinem Belieben — die gefährlichsten und verlassensten Küsten und Eilande aufsuchte, mich dort für Monate — vielleicht für ein ganzes Jahr — mit dem nötigen Proviant usw. aussetzte, und dann pünktlich zu der von mir angegebenen Zeit wiederkam, um mich und meine Sammlungen abzuholen.

Aber ich wußte doch eine Macht, die meine Wünsche erfüllen konnte, und diese war es, die mich nach Wellington, der Hauptstadt Neuseelands, dem Sitz des Gouverneurs und Parlaments, führte. Dort war Sir James Hector Direktor des Kolonialmuseums; in ihm fand ich einen edlen Freund und Gönner.

Sir James habe ich es zu danken, daß mir die Reise nach Wellington Erfüllung meiner kühnsten Wünsche brachte. Die neuseeländische Regierung stellte mir zwei Regierungsdampfer abwechselnd zu freier Verfügung, die „Stella“ und die „Hinemoa“. Ich hatte das Recht, mit meinem Gepäck diese Schiffe zu Fahrten nach von mir bestimmten Orten

zu benutzen und die Zeit zu bestimmen, wann ich wieder abgeholt zu werden wünschte.

Dobson, mein alter Gefährte, hatte mich begleitet, da er an meinen weiteren Expeditionen teilnehmen wollte. Ich schätzte ihn als einen treuen, mutigen Freund, der immer bereit war, Freud und Leid mit mir zu teilen; darum nahm ich es ihm nicht übel, wenn er manchesmal Sonderlingschrullen zeigte.

So war er auch diesmal in Napier verschwunden und bis Wellington nirgends auf dem Schiffe zu finden gewesen. Als ich eines Tages wieder an Bord der „Wairarapa“ ging, die uns hierhergebracht hatte, erzählte mir die Schiffsmannschaft, Dobson sei auf Deck erschienen und habe mich gesucht. Während ich noch mit den Matrosen sprach, kam er schon, ganz voll Ruß, auf mich zu. Ich half ihm beim Umziehen und Reinigen, ließ dann unsere Sachen ins Quartier an Land schaffen und nahm Dobson mit.

Am 25. ging ich zum Marineminister Leed, der mich aufs freundlichste empfing und mir mitteilte, ich könne schon am 28. mit der „Stella“ in See gehen. So verließen wir denn an diesem Tage um 1 Uhr mittags Wellington, durchquerten die 21 Kilometer breite Cookstraße und erreichten abends das von einem Leuchtturm gekrönte Kap Campbell. 37 Kilometer weiter südlich kamen wir zur Mündung des Waiautoaflusses, der durch gutes Weideland fließt. Immer nach Süden steuernd, erreichten wir über Kap Flaxbourne Amuri Bluff und den Waiau-ua-Fluß, dann den Hurunui und den reißenden Waimakariri, dessen gletscherumsäumtes Quellgebiet ich schon im ersten Jahre meines Aufenthalts auf Neuseeland besucht hatte. Schließlich passierten wir die blühende Stadt Kaiapoi, deren ganz europäisches Landschaftsbild nicht vermuten ließ, daß hier blutige Maorikämpfe und greulicher Kannibalismus gewütet haben.

Die Gegend weckte Erinnerungen an meine ersten Ausflüge und Expeditionen. Je näher wir Christchurch kamen, desto heftiger schlug mein Herz vor Freude, als wäre ich auf der Reise in meine Heimat. Von Lyttelton ging ich über den Gebirgskamm zu Fuß nach Christchurch. Die Sonne war eben aufgegangen und hob allmählich den Nebelvorhang auf, der über der Weite lag. So enthüllte sich mir immer mehr das liebe Bild der Stadt, des Meeres und der Ebene. Meine erste Arbeitsstätte, der Ausgangspunkt meiner ersten Expeditionen, grüßte mich im Morgenlicht.

Mit Besuchen und Wiedersehensfesten verging mir die Zeit so rasch, daß ich die Abfahrtszeit der „Stella“ verpaßte. Als ich am 2. April nach Lyttelton fuhr, hatte das Schiff den Hafen schon verlassen; ich mußte also zurück und mit der Bahn nachfahren. Ich erreichte das Schiff in Port Chalmers, dem Hafen von Dunedin, der Hauptstadt von Otago.

Am 6. April, es war ein Sonntag, kamen wir im Bluffhafen an. Ich traf Herrn Dougherty, der an der Westküste Bergwerke besaß, im Sommer in den Sunden weilte und sich im Winter meistens in Dunedin aufhielt, von wo er auch jetzt gekommen war. Er bot mir seine Hütte im Duskyhund mit Proviant, Boot und Kanu zur Benutzung und als Hauptquartier während meiner Forschungen in diesem Gebiet an.

Die „Sonderlingschrullen“ meines lieben Freundes Dobson hatten sich leider bald als Anzeichen einer unheilbaren Geistesumnachtung erwiesen. Ich mußte ihn im Bluffhafen einem Arzte übergeben, der ihn nach Auckland zurücktransportieren ließ.

Weiter ging die Fahrt; wir kamen zur Südspitze der Südinsel, und bald sahen wir den „Black Point“ der Stewartinsel, der südlichsten von den drei großen Inseln, aus denen Neuseeland besteht.

Die Stewartinsel ist zum größten Teil mit dichtem Urwald bedeckt; sie hat geräumige Buchten und Häfen, aber nur wenige Europäer und Maori, meist Walfischfänger und Seehundjäger, wohnen dort.

Von hier aus begann das märchenschöne, stille Fjordland. Wir waren im Preservation Inlet, dem Eingang zum südlichsten der Fjorde, dem Longsund, der 22½ Kilometer ins Land reicht. Schroff fallen gegen Westen urwaldbewachsene Gebirgshänge zu den Sunden ab. Weiter durch die Brotherdrift gelangten wir zur Einfahrt in den Chalkysund.

Am Kap Providence vorbei fuhren wir weiter in den Duskyfund, meiner freiwilligen Robinsonstation für viele Monate. Vor der Hütte Dougherty's ankerten wir; mein Proviant, Geräte usw. wurden an Land gebracht und in der Hütte aufgestapelt.

Das recht wohnliche Lager bestand aus Wohn-, Proviant- und Hundehütte; ein Boot und ein schadhaftes Kanu lagen am Strand. Für den Anfang hatte ich es nicht so schlecht, denn der Herr Dougherty wollte bis zum Juli bei mir bleiben. Im Juli sollte die „Stella“ wiederkommen, Proviant und Post für mich bringen und Dougherty mitnehmen. Dann blieb ich allein in der Fjordeinsamkeit bis zum Oktober.

Der Duskyfund ist ein landschaftlich wunderbares Gebiet. Kein anderer der Sunde zeigt eine solche Fülle von Formen wie er. Der Milfordsund ist wohl größer und imposanter, der Doubtfulsund hat eine größere Wasserfläche, aber der Duskyfund übertrifft sie alle durch die Vielgestalt seiner Szenerien.

37 Kilometer tief dringt das Meer, in einer durchschnittlichen Breite von 3,2 Kilometer, ins Land ein. Zahlreiche Inseln sind dem Sunde vorgelagert und schützen wie ein fester Damm die tiefe Bucht vor den Sturmwoogen der hohen See.

Dichter Urwald umbuscht die terrassenförmig zum Fjord abfallenden, wildzerklüfteten Gebirge.

Am wunderbarsten ist der Blick von den Berggipfeln, die man auf dem von der Hütte aufwärtsführenden Pfad erreichen kann, den Dougherty vor kurzem mit Regierungssubvention gebaut hatte.

Auf diesen Bergeshöhen an einem klaren Tage zu wandern, wenn die Alpenflora in voller Blüte steht, ist ein herrliches Erlebnis. Die scharfe reine Luft stählt die Nerven und verzüngt den Körper. Wie ein Teppich zu deinen Füßen in unendlichen Abstufungen von Licht und Schatten ausgebreitet, dehnt sich der Urwald Neuseelands in grünen Bogen abwärts zum Saume des Ozeans. Das dunkelblaue Wasseretzwerk des Sundes ist gesprenkelt von waldbedeckten Inseln. Die Küsten, umrandet von dunklen Felsen, ragen fast senkrecht aus dem Wasser empor. In der Richtung gegen den Chalkysund ist der Horizont mit schroffen Spitzen gegürtet, noch weiter landeinwärts küssen den Himmel schneebedeckte Gebirge, herrlich in ihrer schweigenden Größe.

Aber nicht nur der Naturfreund und der Künstler, auch der Forscher findet hier eine Fülle des Interessanten. Die Mannigfaltigkeit der Gesteine und Minerale — ich entdeckte hier neben erzhaltigen Mineralen Rubine und eine große Anzahl von Halbedelsteinen im Urgestein eingesprengt — ist bemerkenswert, und die seltene Vogelwelt Neuseelands lebt in diesen Schluchten und Tälern, in denen gletschergenährte Ströme und Bäche in liebliche Wasserfälle zerbrechen, fern menschlicher Mordlust in Sicherheit.

Ich hatte eine ungünstige Zeit für die Reise gewählt, den neuseeländischen Herbst und den Winter, in dem die Sunde von schweren Stürmen heimgesucht werden. Mein Aufenthalt währte vom April bis zum 7. Oktober 1884. Bis

Ende April hatte ich acht, im Mai vier, im Juni dreizehn, im Juli vier, im August fünf, im September zehn, zusammen also nur vierundvierzig regenlose Tage.

Die Expedition erwies sich in jeder Hinsicht als unglücklich. Mit dem Verlust meines Assistenten Dobson, den ich gemütskrank in Bluff zurücklassen mußte, hatte der Unheilsreigen seinen Anfang genommen.

Als ich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes im Duskyfjund die Hütte für den kommenden Winter ausbesserte, traten Sandfliegen in so großen Mengen auf, daß ich häufig weglaufen mußte, um meine Augen zu reinigen; mein Gesicht und meine Arme sahen aus wie mit Nadeln zerstoichen. Ich beobachtete auch, wie diese Fliegen am Strande Pinguine töteten.

Auch eine heitere Episode erlebte ich mit den Sandfliegen. Als ich einmal Cäsar befahl, einige erlegte Vögel zu bewachen, wurden diese von den Sandfliegen befallen. Cäsar bemühte sich, sie wegzujagen; aber da sie immer wieder zurückkehrten, hob er schließlich die Vögel auf, legte sie aufeinander und — setzte sich dann darauf.

Im Mai baute ich an einem neuen Kanu. Ich hatte schwere Arbeit; alles Holz war bucklig und die Sandfliegen fielen mir duzendweise in die Augen. So kam es, daß mir das Beil ausglitt und bis zum Knochen in mein Knie eindrang. Ich verband die Wunde, die arg schmerzte, und konnte nicht schlafen.

In der Nacht stürzte ein Baum, vom Sturm herabgeschleudert, auf unsere Hütte und stattete mir mit seinem Wipfel in meinem Zimmer einen Besuch ab. So sehr mein Fuß auch schmerzte, mußte ich andern Tags doch gleich den Schaden ausbessern. Nach einigen Tagen konnte ich wieder halbwegs meine Last schleppen und in die Gebirge wandern.

Im Juni entdeckte ich in südöstlicher Richtung einen von Silberfichten und einer Anzahl Lümpel umgebenen See, dessen Becken ich für einen erloschenen Krater hielt.

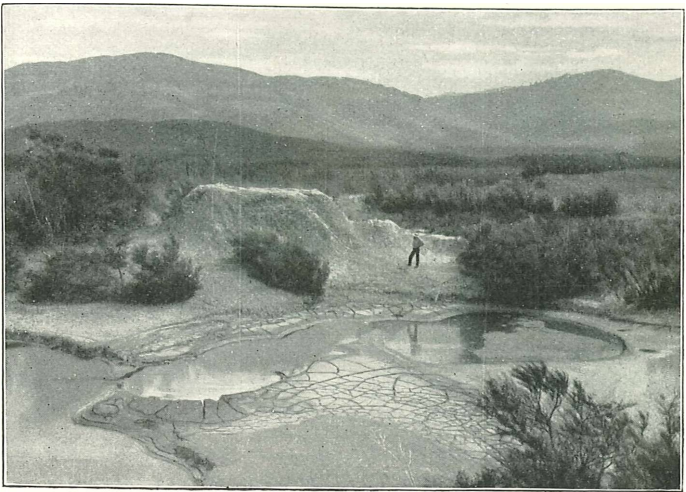
Am 13. Juli kam die „Stella“ wieder und brachte Post und Proviant. Nach kurzem Aufenthalt dampfte sie ab, Dougherty mit ihr. Nun war ich allein.

Der Winter entfesselte alle Kräfte der Elemente. Kurz nach der Abfahrt der „Stella“ verschloß sich der Himmel ganz, und ich sah weder Sonne noch Sterne. Das Meer brüllte, der Sturm heulte, die Bäume ächzten in ihrem ständigen Hin- und Herschwingen, und alle Augenblicke kam ein König der Wälder mit Krachen heruntergestürzt.

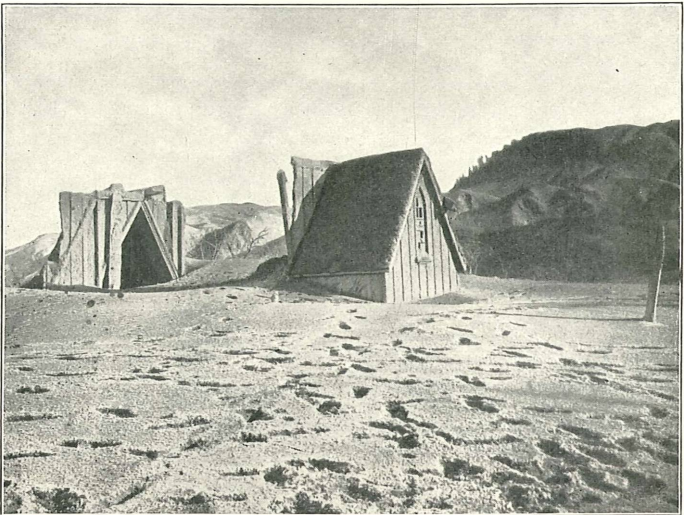
Es war ein wildes, aber begeisterndes Abenteuer, Zeuge eines solchen Sturmes zu sein, in pechschwarzer Nacht, zwischen Felswänden, fern von jeder menschlichen Gemeinschaft, ein Betrachter des Aufbruchs der entfesselten Naturgewalten, die mit allen Kräften tobten, bis sie sich in gänzlicher Erschöpfung wieder in tiefe Stille legten. Und diese Stille, die dem Sturme folgt, ist noch ergreifender. Sie spricht zur Seele mit weicher, milder Stimme.

So fürchterlich diese Stimme des Erdgeistes sein kann, die er den kleinen Menschen ins Ohr dröhnt, so tief und unendlich ist sein Schweigen. Ich werde diese Stürme nie vergessen.

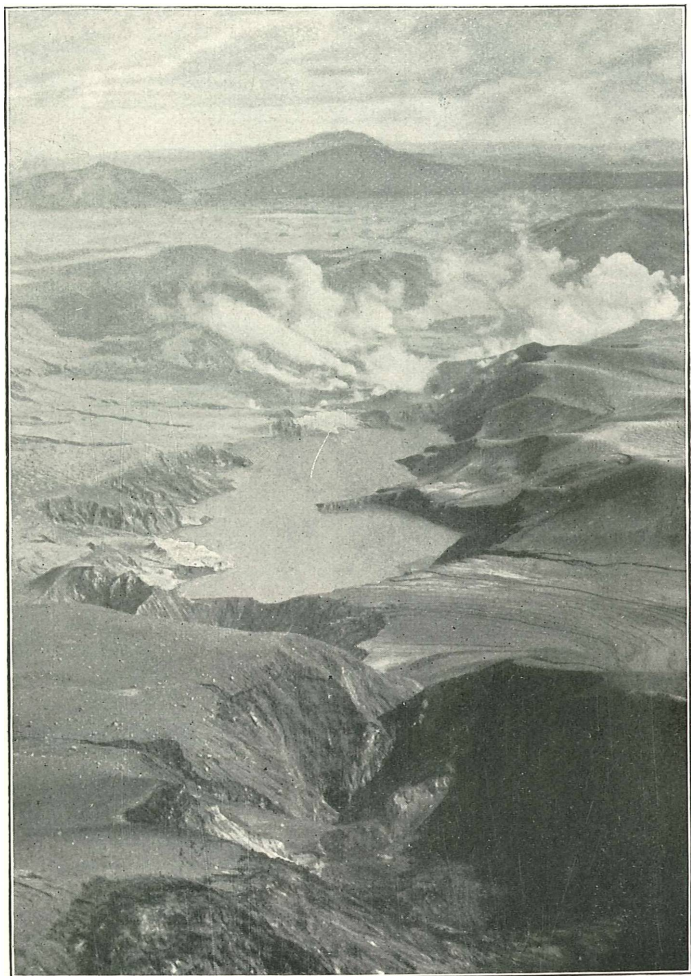
Als sich das Wetter gebessert hatte, fuhr ich mit meinem Kanu ab, um zur Resolutionsinsel zu gelangen, die etwa 29 Kilometer von meinem Lager entfernt war. Als ich in die Nähe des Breakseafunds kam, setzte der Sturm ein, und eine schwere See kam herein. Zum Landen war es zu spät. So sauste ich denn mit meinem kleinen Fahrzeuge vor dem Winde dahin, auf jede große Welle achtend, um entsprechend zu steuern; durch ständige Achtsamkeit entging ich dem Kentern.



Schlammvulkane im Waiotapual.



Durch den Tarawera-Ausbruch zerstörte Kirche in Matroa.
Reisner.



Erdspalte an der Seite des Mount Tarawera, nach dem Ausbruch
am 10. Juni 1886.

Ich hatte alle meine Geräte in Säcke verpackt, um sie rascher an Land bringen zu können. Einige wurden jetzt über Bord gespült. Doch wagte ich nicht, mich zu rühren, um sie in Sicherheit zu bringen, da ich schon so Mühe genug hatte, das Kanu im Gleichgewicht zu halten. Cäsar rührte sich bei diesem Sturme während des ganzen Tages nicht, als ob er verstanden hätte, daß eine Bewegung verhängnisvoll werden konnte.

Am Abend erst kam ich zu einer meinem Lager gegenüber befindlichen Stelle, doch kostete es mich noch viel Zeit und Anstrengung, bis ich das Kanu in die richtige Lage zum Landen gebracht hatte. Als ich so weit war, warf mich eine Welle an den Strand. Was vom Inhalt des Kanus nicht über Bord gegangen war, war nun in Salzwasser gepöckelt; ich selbst war so erschöpft, daß ich mich einige Tage nicht rühren konnte.

Während dieser Zeit versorgte mich Cäsar mit frischem Fleisch, wovon ich mir eine Suppe kochen konnte. Am ersten Morgen sagte ich zu ihm:

„Geh', hole einen Vogel für deinen Herrn!“

Der erste, den er brachte, war ein Pinguin. Ich sagte: „Der ist nicht gut“, und zeigte ihm den Balg eines Waldhuhns. Er lief wieder fort, und nach etwa zwei Stunden brachte er wirklich ein Waldhuhn; von da an sorgte er für mich, bis ich wieder fähig war, mir selbst zu helfen.

Neues Unheil kam über mich. Am 27. Juli hatte ich einige Fische zu vergiften, vergaß aber, meine Hände sorgfältig zu reinigen; als ich später Tee trank, verspürte ich Schmerzen im Magen und große Schwäche. Ich erinnerte mich an das Gift und nahm schnell warmes Wasser mit Senf, worauf ich eine Viertelstunde lang erbrach. Dann trank ich ein wenig warme Milch mit Brandy und fühlte mich besser.

Es war das erstemal in meiner zwölfjährigen Praxis, daß ich mich selbst durch Unachtsamkeit vergiftet hatte. Das Gift griff mich sehr stark an, und noch lange verspürte ich die Nachwirkungen.

3. August. Den ganzen Tag über war ich sehr traurig und fühlte mich ganz elend; ich begann mancherlei, aber nichts machte mir Vergnügen; doch schon tags darauf erwachte die alte Schaffenslust und Latkraft. Ich vollendete das Kanu, nahm Art und Spitzhacke und begann einen Pfad zu schlagen, den ich trotz Regen, Sturm und großer Kälte in kurzer Frist in einer Länge von $3\frac{1}{4}$ Kilometer ins Gebirge hinauf fertigstellte.

Ich schlug mein Zelt in einer Schlucht, 600 Meter über dem Meerespiegel, auf, in der Nähe eines Waldbachs, um von hier aus die Gegend durchforschen zu können, auf der der Schnee über ein Meter hoch lag.

Die Schneedecke war zwar gefroren, ich trat jedoch bei jedem Schritt durch, so daß meine Wunde wieder aufbrach und solche Schmerzen verursachte, daß es mir nur mit Mühe gelang, das Zelt zu erreichen.

Drei Tage lang wütete wieder der Sturm; meine Mundharmonika war meine Trösterin. Um die Schmerzen und die verzweifelte Lage zu mildern, komponierte ich ein Lied: „Leb wohl, Heimatland!“

Auf den Berghöhen des Duskyfunds fand ich eine Kakapo-Art, die größer und von hellerem Gefieder war als der gewöhnliche Kakapo, ebenso auch eine große Kiwi-Art, die sich von der gewöhnlichen durch ihre Größe und längere Federn unterscheidet. Ich vermutete, daß sie nur im Sommer auf den Höhen wohnen, im Winter aber tiefer herunterkommen.

Um mich dessen zu vergewissern, brach ich am 25. September, als alles verschneit war, ins Gebirge auf. Ich kam

mit Cäsar zu einem mit dickem Eis bedeckten Berghang und begann, mit meinem Eispickel Stufen zu hauen, um, mit Händen und Knien kletternd, vorwärtszukommen. Als ich schon ein Drittel der Höhe erklimmen hatte, brach das Eis mit Donnerkrachen ab, und ich sauste zu Tal.

Cäsar, der mit mir durchs Seil verbunden war, gelang es, auf die gleitende Eisplatte zu springen. Durch die Wucht seines Sprunges schoß das Eis unter mir durch und stürzte über einen Abgrund, wenige Schritte unterhalb von mir. Ich wäre verloren gewesen, hätte mich der Sprung des Hundes nicht gerettet.

Nach der Genesung von den Folgen eines neuen Unfalles unternahm ich eine Expedition im Kanu, den Sund seewärts. Ich füllte das Boot mit Proviant, Lagergeräten usw. und ließ am Bug nur so viel Raum frei, daß Cäsar gerade noch Platz hatte, während ich am Sternteil oben auf einem Ballen saß, der aus meinem Zelt und den Decken bestand. Als wir eine Strecke gefahren waren, setzte sich Cäsar auf und begann zu brummen. Ich befahl ihm, sich niederzulegen, aber er gehorchte nicht, sondern fuhr fort zu brummen und bald mich anzusehen, bald auf den Boden des Kanus zu blicken. Ich kletterte also zu ihm vor und fand, daß das Kanu halb mit Wasser gefüllt war. Sofort begann ich das Wasser auszuschöpfen, ruderte dann wieder eine Strecke und schöpfte wieder aus, bis wir einem Platz nahe kamen, der eine Landungsmöglichkeit bot. Hier befahl ich Cäsar, hinauszuspringen und ans Ufer zu schwimmen, damit das Kanu entlastet werde. Ich fuhr zum Lager zurück; Proviant und Munition waren verdorben.

Als ich das Kanu untersuchte, fand ich einen großen Sprung, den es wohl beim letzten Sturm erhalten hatte, bei dem ich mit dem Boot an den Strand geworfen worden war.

Bei meinem nächsten Ausflug mußte ich einen zugefrorenen Wasserfall queren. Cäsar verlor dabei den Halt und stürzte ab. Ich konnte ihn von oben nicht sehen, deshalb kletterte ich hinab, um ihm zu Hilfe zu kommen. Ich suchte das ganze Gebiet ab, konnte ihn aber nirgends finden. Da die Dunkelheit anbrach, mußte ich umkehren und folgte dem Laufe des Baches abwärts, wobei ich einige Male bis zum Hals ins Wasser einbrach. Erst spät erreichte ich, erschöpft und niedergeschlagen, das Lager.

Ich war überzeugt, daß ich meinen einzigen Freund in der Wildnis für immer verloren hatte.

Ich bereitete mir Tee, aber ich brachte ihn nicht hinunter. Vor der Hütte feuerte ich noch einige Signalschüsse für Cäsar ab. Dann legte ich mich zur Ruhe, konnte aber keinen Schlaf finden. Da, gegen 2 Uhr morgens, krazte es an der Tür, und als ich öffnete, kam zu meiner Freude Cäsar hereingekrochen. Er konnte sich kaum rühren und lag einige Tage krank.

Im September kehrte Dougherty wieder zurück, und wenige Wochen später, am 6. Oktober, kam die „Stella“, um mich abzuholen.

Nach dem Abschied von meinem „Robinsonheim“ im Duskyfund ging die Fahrt die Westküste der Südinself entlang bis Kap Farewell und zur Stadt Nelson.

Von dort aus begab ich mich über Wellington nach Auckland.

14. Robinsonleben.

Die Jahre 1885 und 1886 waren zumeist den Arbeiten im Museum in Auckland und für Privatsammlungen gewidmet.

Nach einigen Ausflügen (auf die Karewaha- und Hauturu-

insel) besuchte ich noch einmal Alexandra und das Pirongia-gebirge der King Country und traf mit den Häuptlingen Te Witiora und Honana, meinen alten Freunden, zusammen, die mir vom König Tawhiao Grüße brachten. Ich wandte mich darauf nach Whatiwhatihoi, um von Tawhiao und den andern Maorifreunden Abschied zu nehmen.

Im Jahre 1887 öffnete König Tawhiao sein Land den Europäern. Er selbst tat den ersten Spatenstich, als die erste Eisenbahnlinie in sein Land gelegt wurde. Ein trauriges Symbol: der Urmensch, der seiner und seines Volkes Kultur und Freiheit das Grab schaufelt.

Ende 1886 traf ich in Dunedin ein, um mich für das kommende Jahr — 1887 — zu einer neuerlichen „Robinson-tour“ nach den Fjorden auszurüsten.

Mit einem Begleiter, Herrn Kimmel, verließ ich am 12. Januar 1887 an Bord der „Stella“ Port Chalmers. Mein erstes Reiseziel war diesmal der Chalkysund.

Wir verließen die Preservation-Einfahrt, den letzten zivilisierten Ort, mit der „Stella“ am 16. Januar bei Südwestwind, und bald kamen die weißen Klippen beim Eingang in den Chalkysund in Sicht. Nachdem wir die enge Straße von Northport passiert hatten, zeigte sich unserm Blicke plötzlich ein liebliches Panorama.

Vor uns öffneten sich zahlreiche, urwaldumbuschte Buchten, und in dem von keiner Welle gekräuselten blanken Wasser des Sundes spiegelten sich die üppigen Hänge und die schneeglänzenden Gipfel der hohen Gebirge. Ich wählte als Landungsplatz Fishermans Bay, eine sandige Strandlinie von etwa 800 Meter Länge. Zwei Schiffsboote und meines landeten bald die Vorräte, die auf den weißen Strand funterbunt ausgeleert wurden und wie angeschwemmte Güter eines Wracks aussahen.

Wir hatten harte Arbeit. Es galt, das Gepäck zu versorgen und das Zelt aufzuschlagen, ehe die Dunkelheit anbrach.

Ich machte den Vorschlag, ein fünftel Hektar Land vom Gebüsch zu säubern und eine solide Hütte zu bauen. Wir gingen gleich ans Werk, machten das Bauholz zurecht und begannen am ersten regenlosen Tage zu bauen.

Eine Woche lang hatten wir schönes Wetter, und es gelang uns, die Hütte fertig einzudecken. Dann fingen wieder Sturm und Regen an. Hinter der Hütte legte mein Begleiter einen Küchengarten an, in dem verschiedene Arten Samen ausgefät wurden.

Ich hieb Pfade, einen zur Westküste durch den Busch, etwa 10 Kilometer lang. Einen zweiten Pfad hieb ich in nördlicher Richtung gegen die „Drei Brüder“ zu, um einen bequemen Anstieg in die Alpen zu bahnen. Aber das Wetter war so rauh, daß ich in den höheren Regionen keine Beobachtungen anstellen konnte.

Am 30. März erschien die „Stella“; sie brachte Briefe und Zeitungen und nahm die Korrespondenz mit. Regen und Sturm hielten auch im April an. Ich ärgerte mich über das Mißlingen der Expedition, deren Resultat mich bisher nicht befriedigt hatte, über den Verlust an Zeit und Geld. Ungeachtet der Wetterunbilden setzte ich aber täglich das Pfadhauen zu den „Drei Brüdern“ fort. Ich mußte jeden Tag zwei Stunden zur Arbeitsstelle wandern; dort erwartete mich erst die harte Arbeit.

Am 16. April stieg ich zur höchsten Spitze auf und errichtete eine Flagge mit den Buchstaben A. R. zur weiteren Orientierung.

Am 3. Mai brachen wir abermals auf, teerten unser Zelt und hieben dann einen Pfad von den „Drei Brüdern“ zu einem Gebirge, das sich in nordwestlicher Richtung, fast

gegen den Duskyfund, hinzog, aber auf der Karte nicht eingezeichnet war. Dieses von mir entdeckte Gebirge trägt acht kegelförmige Spitzen und ist mit dichtem Gras und niederem Gestrüpp bewachsen. Im Westen des Gebirges fand ich drei Seen, im Osten zwei; ich gab ihnen die Namen Lake McArthur und Lake Rimmer. Schließlich entdeckte ich noch unterhalb des Kleineren „Bruders“ einen kleinen See, den ich „Cäsarsee“ nannte, da ihn Cäsar auf einer Jagdtour fand.

Ich begann Mitte Juni mit dem Verpacken meiner Sammlungen. Am 30. Juni mittags traf die „Stella“ ein. Das ganze Gepäck wurde an Bord gebracht. Tags darauf ging es bei Tagesanbruch auf die hohe See; das Wetter war ziemlich gut; wir passierten die schönen und interessanten Sunde. Im Duskyfund lag noch mein alter Kahn am Strand, mit dem ich im Jahre 1884 manche vergnügte, aber auch manche gefährliche Fahrt bestanden hatte.

Vom Doubtful kamen wir zum Caswellfund mit seinen schönen weißen und vielfarbigen Marmorfelsen.

Es folgte der großartige Milfordfund mit enger Einfahrt zwischen den hohen Abhängen. Der mächtige Mitre Peak, von der Gestalt eines riesigen Zuckerhutes, kam in Sicht.

Am 4. Juli ließ ich mich in der Paringabai an Land setzen.

Der Lagerplatz war sehr beschränkt, eine kleine Erhöhung, im Westen und Süden von der See, im Norden vom Paringafluß und im Osten von Felsen eingeschlossen. Darauf stand eine alte, verlassene Goldgräberhütte und eine kleine Schutzhütte des mit mir befreundeten Stationshalters Stephenson. Es regnete. Da der heftige Wind die Aufstellung des Magazinzeltens verhinderte, brachte ich die wertvollsten Gegenstände in den Hütten unter; die großen Tonnen und eine Kiste mußten am Strand zurückbleiben.

Ich fühlte mich verlassen und müde, aber ich hatte noch nicht lange geschlafen, als mich ein Strom Wasser weckte, der sich von oben über mich ergoß. Schnell sprang ich von meinem primitiven Lager auf und — wieder ins Wasser hinein, denn auch der Boden der Hütte war 15 Zentimeter hoch mit Wasser bedeckt. Rasch schaffte ich die Gegenstände auf einen halbwegs trockenen Platz. Da der Sturm nicht nachließ, ging ich hinaus, um nach meinen andern Sachen zu sehen. Ich fand mich rings von Wasser eingeschlossen — es war Hochflut. Der Sturm blies gerade in die Bucht herein, und die schäumenden Brandungswogen schlugen schon fast bis an die Hütte heran. Der Paringafluß war über seine Ufer getreten, und von allen Felsen stürzten Wasserfälle hernieder.

Mein Kahn war schon voll Wasser; als ich bereits mehr als die Hälfte ausgeschöpft hatte, kam plötzlich von rückwärts eine Sturzwelle, schlug mich zu Boden und füllte das Boot wieder. Endlich gelang es mir, es umzudrehen und auf einer höheren Stelle an Bäumen zu befestigen. Nach einer Arbeit von drei Tagen und zwei Nächten brachte ich meine Sachen in Sicherheit. Der Sturm wütete vier Tage und Nächte, die See ging nicht zurück, und wäre das Wasser noch 30 Zentimeter gestiegen, so hätte ich alles verloren.

Stephenson und seine Söhne, die mich in Gefahr wußten, hatten mehrere Tage hindurch vergebens versucht, den reißenden Paringafluß zu durchreiten. Erst am 10. Juli gelang es Stephenson, mein Lager zu erreichen. Er riet mir, diesen ungeeigneten Platz zu verlassen und mein Hauptquartier in seiner Station aufzuschlagen, die am Paringaflusse lag, 11 Kilometer von hier entfernt. Dort wurde mir eine Hütte für meine Arbeiten und Sammlungen zur Verfügung gestellt; ich selbst fand bei der Familie Stephenson die freundlichste Aufnahme und Unterkunft.

Von hier aus unternahm ich zahlreiche Ausflüge, deren Hauptzweck ornithologische Beobachtungen und Vermehrung der Sammlungen war.

15. Trennung von meinem besten Freund.

Am 12. August, an einem prächtigen, aber sehr kalten Morgen, brach ich zu einer Exkursion nach dem Blue River auf. Meine Begleiterin war die „Kleine Marie“, eine von Stephensons Töchtern, ein wunderbares Kind von zehn Jahren, die beste Führerin auf der Station.

Sie war ein besserer Beobachter als mancher Erwachsene. Wenn sich Pferde verlaufen hatten, wurde die „Kleine Marie“ ausgesandt, die sie sicher brachte. Ich sah sie fast immer tätig; sie kannte nur ein Vergnügen: ihr wildes Pferd Carly. Wir benutzten es diesmal als Packpferd, mein Cäsar folgte hinter uns drein. Am Gestade des blauen Sees stellte ich mein Zelt auf. Meine kleine Freundin zündete ein Feuer an und machte sich in allem nützlich; ich ging noch abends auf die Jagd.

Am andern Tag ging ich bei Tagesgrauen auf Beobachtungen aus. Nach dem Frühstück packten wir zusammen und wanderten einige Kilometer weiter, bis ich am Steilufer des Flusses das Zelt aufschlug.

Am 14. ging ich bei Tagesanbruch abermals aus und erlegte blaue Enten und Drosseln. Abends kehrten wir zur Station zurück.

Die Kopfwunde, die ich auf der Tarangainsel durch den herabgestürzten Stamm erhalten hatte, begann wieder heftig zu schmerzen. Frau Stephenson nahm eine Operation vor,

bei der sie Knochensplitter aus der Wunde entfernte. Sie war mir eine liebevolle, aufopfernde Pflegerin.

Schon im Oktober hatte ich eine Besteigung der Gletscher und Berge versucht, war aber infolge von heftigen Schneestürmen nur bis 1200 Meter vorgeedrungen. Als sich am 12. Dezember besseres Wetter zeigte, brach ich tags darauf um 3 Uhr früh auf, von meinem Freund Cäsar begleitet.

Spät abends schlug ich auf einer Alpe unter zwei dichten Zwergbuchen mein Lager auf und ging dann auf Suche nach Wasser. Dieses ist sonst in den neuseeländischen Alpen überall klar und reichlich vorhanden; hier aber fand sich nur ein Lümpel mit faulendem Wasser, das von Insekten wimmelte.

Da gerade Vollmond war, packte ich meine Sachen wieder zusammen und stieg weiter auf. Drei Stunden war ich so gewandert, da hörte ich plötzlich den Ruf eines Vogels, der mir ganz unbekannt war. Er klang ähnlich dem der Rohrdommel, die aber unmöglich auf solchen Höhen vorkommen konnte.

Ich erinnerte mich, daß mir der Ruf eines äußerst seltenen, als ausgestorben geltenden Vogels, des *Notornis mantelli*, so beschrieben worden war. Forscherfieber befiel mich. Wieviel Mühe hatte ich mir schon gegeben, wieviel Plätze, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte, waren von mir durchstreift worden, ohne daß ich einen *Notornis* gesehen oder auch nur gehört hätte — und jetzt sollte ich ihm so nahe sein? Leise schlich ich mich in die Richtung an, aus der die Rufe tönten, und kam in die Nähe eines Lämpels. Mein Cäsar stand vor; ich befahl ihm, vorzugehen und machte mich schußfertig — aber zu meiner Verwunderung war nirgends ein Tier aufzuschrecken; meiner freudigen Erregung folgte tiefe Enttäuschung. (Diese Stelle der Notizen erscheint deshalb besonders interessant, weil der als ausgestorben geltende *Notornis* vor kurzem tatsächlich in der Gegend der Sunde in

einem Exemplar erlegt wurde. Es ist wohl anzunehmen, daß auch Reischek nahe daran war, einen so unschätzbaren Fund zu machen.)

Ich stieg wieder weiter und kam in dichtes Gewirr von Fels- und Eisblöcken, die mich am Weiterklettern hinderten. Unter einem großen Eisblock, der mir ein wenig Schutz vor dem eisigen Winde bot, wartete ich den Tagesanbruch ab. Kein Kappländer kann die Sonne freudiger begrüßen, als ich es in dieser Eiswelt tat! Mein Frühstück bestand aus Schnee, den ich im Munde zergehen ließ, gemischt mit Hafermehl und Schiffszwieback. Dann ging's wieder weiter aufwärts in gefährlicher Kletterei über Eisblöcke und Türme längs abgrundtiefen Gletscherspalten auf den Gipfel.

Eines der schönsten Gletscherpanoramen breitete sich vor mir aus. Wolkenlos wölbte sich der tiefblaue Himmel über dem majestätischen Bild. Der Paringafluß schlängelte sich in der Tiefe wie ein Thal dem Meere zu. Aus Nordwesten blitzten die Spiegel des hufeisenförmigen Paringa- und des urwaldumbuschten Koffkillsees. Im Süden und Südosten dehnten sich, so weit das Auge reichte, Urwälder und gletscherbedeckte Bergriesen.

Der Riese Neuseelands, Mount Cook, mit seinen Eistürmen lag greifbar nahe vor mir, und seine mächtigen Trabanten reiheten sich als ein schimmernder Kranz um ihn. Wie gebannt blieb ich lange Zeit im Anblicke dieses wunderbaren Bildes stehen. Erst als mir die Kälte in die Knochen drang, erwachte ich wieder zur Wirklichkeit und sah, daß es Zeit war, an die Rückkehr zu denken. Nach langem mühsamen Klettern gelangte ich wieder auf den Platz, wo ich mein Gewehr und Cäsar zurückgelassen hatte. Ich stieg nun zu den Alpen ab, die wie ein Blumengarten vor mir ausgebreitet lagen. Am 15. Dezember kam ich zur Station zurück.

In Erwartung der baldigen Ankunft der „Stella“ hatte ich bereits meine Sammlungen und Ausrüstungsgegenstände verpackt. Cäsar, der schon zwölf Jahre alt war, mußte, da er von den Strapazen und vom Alter zu sehr geschwächt war, hier zurückbleiben. Am 21. Dezember besuchte ich ihn, um ihm Lebewohl für immer zu sagen.

Cäsar war tieftraurig, als fühlte er den Ernst des Augenblicks. Er heftete einen so flehenden Blick auf mich, daß ich mich nicht mehr halten konnte und in Tränen ausbrach. Armer Gefährte! Du warst mir ein Freund, und ich konnte es dir nicht vergelten, was du mir an Liebe und Treue gegeben hast!

Ich hätte Cäsar nicht mitnehmen können, denn den Anstrengungen meiner weiteren Expedition wäre er nicht mehr gewachsen gewesen. Die Familie Stephenson, die mich hochschätzte, liebte auch meinen wunderbaren Hund und machte ihm seine letzten Tage recht behaglich. Aber Cäsar blieb traurig, er konnte seinen Herrn nicht vergessen, und bald darauf starb er. Sein Kopf wurde von Herrn Stephenson in Alkohol konserviert. —

Ich verließ die Station und verbrachte die Weihnachts- und Neujahrsfeiertage in einem Lager nahe der See, um beim Erscheinen der „Stella“ sofort reisefertig zu sein.

Der Abschied wurde mir schwer: von dieser einsamen, stillen Urwaldgegend, von den Menschen, die mir mit so viel natürlicher Herzlichkeit entgegengekommen waren — und am schwersten von dem Stück eigenen Herzens und eigener Seele, das ich hier verloren — von meinem Cäsar!

Am 7. Januar 1888 holte mich endlich die „Stella“.

Durch die Fjorde ging's nun wieder zurück. Im Chalkysund benutzte ich den kurzen Aufenthalt, um meine alte Hütte zu besuchen. Ich fand im Garten die Karotten, Bohnen, Kar-

toffeln und Kohlrüben, die ich und mein Assistent gepflanzt hatten, üppig gedeihen. Auch das alte Boot lag noch am Strand. Am 14. Januar traf ich im Bluffhafen ein.

16. Vorstoß zu den Vogelbergen.

Auf der Rückreise von Paringa war ich vom Kapitän der „Stella“ eingeladen worden, mit dem Schiff die Weiterfahrt zu einer Reihe von entfernt gelegenen Inseln anzutreten. Da ich annahm, daß ich dort interessante ornithologische Beobachtungen würde machen können, nahm ich die Einladung freudig an.

Nach kurzem Aufenthalt in Invercargill dampfte die „Stella“ unter Kapitän Fairchild nach den südlich von Neuseeland gegen die Antarktis zu gelegenen Inseln. Die „Stella“ hatte die Aufgabe, auf diesen Inseln Depots für Schiffbrüchige zu errichten und schon vorhandene mit Proviant, Kleidern und anderm zu versehen.

Wir liefen zuerst die Stewartinsel an, dampften durch Port Adventure und ankerten schließlich in Lord River.

Auf einer Flußfahrt entdeckte ich die bereits erwähnte noch unbekannte Art des Maorihuhns und beobachtete das Leben der Wasservögel.

Der nächste Tag fand uns, vom Sturm festgehalten, vor Anker in Evening Cove, in dem ausgedehnten und schönen Hafen von Port Pegasus.

Hier beobachtete ich gelbköpfige Pinguine, ein äußerst seltenes Tier. Sie spielten rings um das Boot; einige fütterten ihre Jungen, die sie in Erdhöhlen halten.

Bei heftigem Sturm, von Sturzwellen überspült, fuhren

wir weiter zur Wilsonbai. Unser Boot brachte uns durch einen von Felsen eingeengten Kanal zu einem See, dessen Ufer von dichtem Urwald bedeckt waren.

Wir ankerten in 100 Meter Tiefe. Ein Boot wurde zu Wasser gelassen, und wir landeten an einer Stelle, an der sich die Felsen abdachten. Hier war ich in meiner eigentlichsten Domäne; meine Freunde, die Vögel, empfingen uns mit betäubendem Geschrei; in Massen umschwammen sie das Boot und betrachteten uns mit größtem Erstaunen.

Die Insel war größtenteils mit Gestrüpp bewachsen, der Boden mit hohen, übelriechenden Guanoschichten bedeckt. Auch der kleine Süßwasserfluß war von Vogelmist verunreinigt, und sein Wasser hatte einen abscheulichen Geschmack. Die ganze Oberfläche der Insel gleicht infolge der zahllosen Nester und Vogelhöhlen einem riesigen Bienenstock.

Die Felsen wimmelten von ausgewachsenen und fast ausgewachsenen Albatrosjungen und verschiedenen andern Sturmvogelarten. Tausende von Pinguinen standen wie Regimenter von Soldaten auf den Klippen.

Gern hätte ich einen ganzen Monat unter den Vögeln verlebt, aber der Wind frischte auf, und wir mußten zum Schiff zurückkehren. Die Anker wurden gelichtet, und wir dampften den Aucklandinseln zu, die wir glücklich am 24. Januar erreichten. Wir landeten in dem günstigen Hafen von Port Ross auf der Enderbyinsel, unfern einer verlassenen Walfischjägerstation.

Einige mächtige Seelöwen, die im Sande gespielt hatten, watschelten träge davon, als sie unserer ansichtig wurden.

Wir fanden auf der Enderbyinsel einige Hütten, die von den acht Überlebenden der „Derrick Castle“ aus Bündeln von Tuffogras errichtet waren, das sie mit Riemen aus Seelöwenhaut zusammengebunden hatten. Auf einer nahen Berg-

Spitze baumelte eine an einem langen Stock befestigte Rettungsboje als Signal.

Nachdem wir eine neue Hütte errichtet und Markierungstafeln angebracht hatten, dampften wir weiter zur Erebusbucht und nach der Sahrasbai, wo wir ebenfalls Markierungstafeln anbrachten.

Hier fanden wir ein blau bemaltes Boot und zwei Säulen mit einer Zementplatte, die eine Aufschrift trug: „German Expedition, 1874“ — ein Erinnerungszeichen an die Anwesenheit deutscher Gelehrten, die hier den Venusdurchgang beobachtet hatten. Wir wandten uns weiter nach der Rossinsel, an deren Strand uns eine große Versammlung von Seelöwen begrüßte.

Weiter ging's um das Nordwestkap nach Süden. Das Küstenbild war von heroischer Erhabenheit. Senkrechte Felsen, deren Konturen Tier- und Menschengestalten zeigten, ragten aus dem Meere empor. Die Brandung schäumte an ihnen hinauf, und von den Felsen herab wehten im Winde Wasserfälle wie weiße Fahnen, die des Sturmes Kraft oft in Wolken aufwärts trieb. Dieses wildschöne, einsame Eiland heißt: „Die Insel der enttäuschten Hoffnung.“

Bald erreichten wir das Südkap der Adamsinsel. Wanderalbatrosse schwammen zu Hunderten mit uns.

Am nächsten Morgen, 26. Januar, um 4 Uhr früh, ging ich an Land, nachdem mir der Kapitän mitgeteilt hatte, daß ich den ganzen Tag ausbleiben könnte. Es war ein herrlicher Morgen. Die Vögel sangen, und die Seelöwen, die im hohen Grase schliefen und über die ich fast gefallen wäre, knurrten und brummten über die frühzeitige Störung.

Nachdem ich etwa 5 Kilometer weit über die Hügel geklettert war, kam ich zu einem Fleck, auf dem sich eine Kolonie Albatrosse einen Brutplatz eingerichtet hatte. Die

Vögel saßen zerstreut im Lussofgras auf ihren Nestern; durch ihr weißes Gefieder stachen sie schon von weitem von der Umgebung ab. Stundenlang beobachtete ich ihre Bewegungen und war so versunken, daß ich an die Möglichkeit einer früheren Abfahrt der „Stella“ nicht dachte.

Plötzlich hörte ich den Signalfiff des Schiffes. Ich nahm den kürzesten Weg nach abwärts, aber schon sah ich die „Stella“ abdampfen und hörte das Blasen des Nebelhorns. Es war 2 Uhr nachmittags. Ich bemühte mich, ans Ufer zu eilen, aber meine schwere Beute, die ich nicht wegwerfen wollte, die vielen Löcher, Sümpfe und das dichte Gestrüpp hielten mich auf.

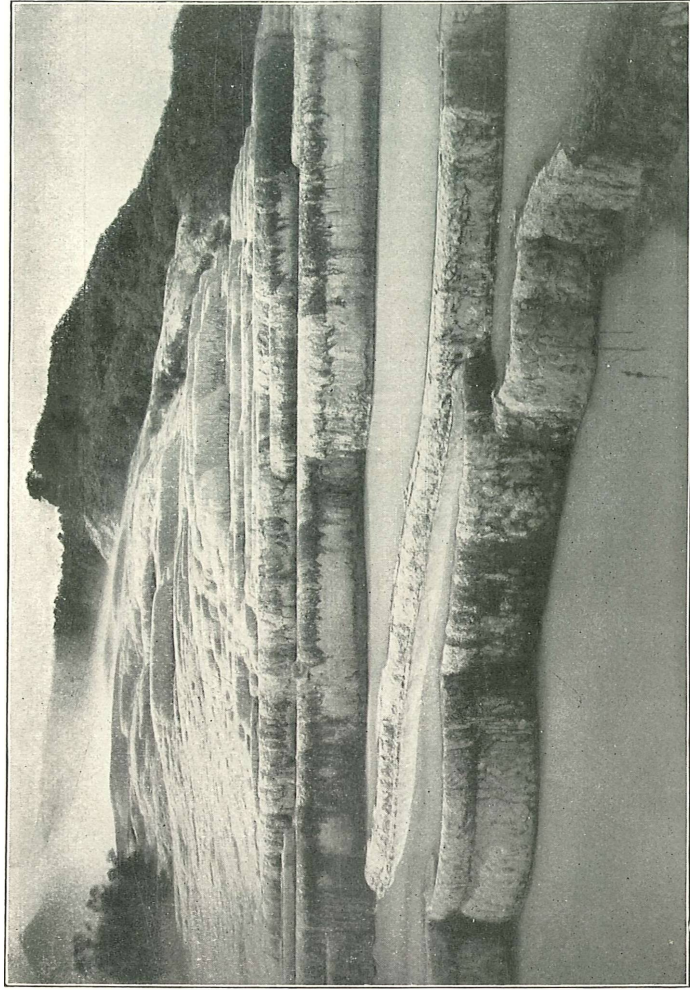
Während des Kletterns fiel ich in eine Höhle. Ein lautes wie Wellen klingendes Knurren verkündete mir, daß ich fast auf den Schädel eines großen Seelöwen gefallen war, der in seiner Höhle geschlafen hatte. Wir blickten uns beide einen Moment verblüfft an. Der Seelöwe rührte sich erst nicht, richtete sich dann aber auf und zeigte mir seine großen weißen Eckzähne. Ich zog mein Weidmesser, kletterte, ihn fest ins Auge fassend, nach rückwärts und sagte dann meiner neuen Bekanntschaft „Lebewohl“!

Endlich erreichte ich einen von Seehundjägern angelegten Pfad, der zum Ufer hinabführte. Ein Boot brachte mich an Bord.

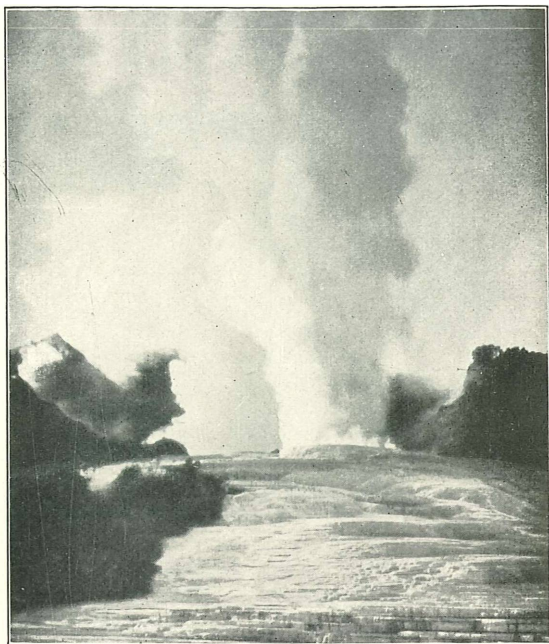
Der Kapitän war mit seinen Arbeiten früher fertig geworden, als er ursprünglich angenommen hatte, und so kam es, daß die „Stella“ vorzeitig zur Abfahrt blies.

Nachdem wir die Monumentinsel mit ihren eigentümlich gestalteten Felsen passiert hatten, ankerten wir in der Nähe jener Stelle, an der der „Grafton“ gescheitert war.

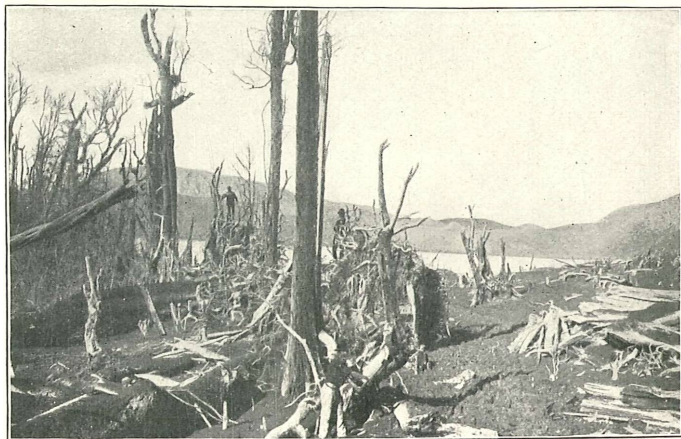
Am 28. Januar erreichten wir nach einer sehr stürmischen Fahrt die Campbellinsel.



Die Weiße Terrasse vor dem Sarawera-Ausbruch.



Geiser der Weißen Terrasse.



Wald von Tititapu nach dem Tarawera-Ausbruch.

Wir ankerten in Perseverance Einfahrt, wo wir vom Sturm festgehalten wurden.

Ich suchte die Abhänge ab, wo der seltene rußige Albatros herumkreiste; er brütet in den Nischen der Klippen, und es ist ihm schwer beizukommen. Ich erlegte einige Exemplare.

Das Depot in Fullers Point wurde mit dem Nötigen ergänzt, einige Schafe und Ziegen ausgesetzt, Bäume gepflanzt und Samen gesät. Dann fuhren wir rund um die Insel, durchforschten jede Bucht und machten Tiefenmessungen.

Am 31. Januar ging's weiter zu den Antipodeninseln.

Hier ist nicht viel Schutz für größere Schiffe zu finden; der Ankergrund ist tief und das Land wegen des Rollens der See gefährlich. Tausende von Pinguinen in drei Arten standen wie angeleimt auf den Felsen; als wir uns aber näherten, stürzten sich die meisten rasch ins Wasser. Wir steuerten rund um die Inseln, sondierten und schauten nach etwa vom Meere ausgespülten und angeschwemmten Seefahrern aus.

Zuletzt warfen wir unter dem Schutze eines Felsens an der Südostseite zwei Anker aus. Etliche Passagiere begannen vom Schiffe aus zu fischen und fingen dem blauen Kabeljau ähnliche Fische, die einen grünlichgelben Reif um das Maul hatten. Es wurde uns davon ein Mahl bereitet, sie hatten aber sehr grobes Fleisch und schmeckten wie rohe Muscheln. Als ich einige von ihnen untersuchte, fand ich ihr Fleisch von zahllosen kleinen Parasiten durchsetzt.

Die Antipodeninseln sind schon vor vielen Jahren einmal besucht worden. Herr Bethune fand ein Stück Brett aus Totaraholz, das die Inschrift trug: „To the M(emory of W.) Foster, Chief Officer of the Sch(ooner) ‚Prince of Danemark‘, who was unfortunately drown(ed) in

the Boat Harbour 14th day of December in the 1825.“

Wir nahmen Pinguine an Bord. Dann steuerten wir den Bountyinseln zu, 176 Kilometer von hier entfernt.

Auf ihnen war kein Depot errichtet worden. Ich sah keinerlei Vegetation, sie waren aber mit Millionen von brütenden Vögeln besetzt. Der Gestank des Guanos war furchtbar und der Lärm betäubend. Es gab kein freies Plätzchen; die Vögel saßen dichtgedrängt nebeneinander; niemals früher habe ich einen solchen Anblick genossen.

Unsere Expedition war beendet; leider war sie viel zu kurz gewesen. Für jede einzelne der Inseln hätte es zu genauer ornithologischer Beobachtung monatelanger Arbeit und Studien bedurft.

Nach kurzem Aufenthalt bei den Bountyinseln dampften wir nach Port Chalmers, dem Hafen von Dunedin, in 580 Kilometer Entfernung. Das rauhe Wetter verließ uns nicht; selbst als wir bereits in den Hafen einfuhren, tobte der Wind immer noch mit orkanartiger Gewalt.

17. Auf bebendem Boden.

Ich begab mich nach Wanganui, einer Landstadt der Nordinsel, die ihr rasches Aufblühen der großen Getreide- und Viehausfuhr verdankt. Ich war dort mit der Einrichtung des Naturhistorischen Museums betraut, einer Arbeit, die mich vom 8. März bis zum 24. April 1888 beschäftigte. Hierauf rüstete ich mich zu einer letzten größeren Expedition, deren Ziel die Besteigung des höchsten gletschergekrönten Gipfels der Nordinsel, des mächtigen Vulkankegels Ruapehu (2981 Meter), sein sollte.

Am 2. Mai um 4 Uhr morgens brach ich auf. Es war ein rauher, kalter Spätherbstmorgen. Dichter Nebel erfüllte das Wanganuital, an dessen rechtem Ufer ich rüstig vorwärts wanderte. Nach zwei Stunden hob sich der Nebel. Von den herbstlich leuchtenden Bäumen funkelten Laubdiademe, und die Morgensymphonie der Vögel begrüßte den jungen Tag.

Im Dorf Kennedy hielt ich Frühstückspast und folgte dann dem Pfade durchs Upokongaratal. Das melodische Geläute der Ruhglocken, die blanken Melkzuber vor den Hütten versetzten mich derart in mein geliebtes, so viele Meilen fernes Oberösterreich, daß ich einen hellen Suchzer in die Bergwände sandte, die ihn mir mit vielfältigem Echo erwiderten.

Spät nachts erreichte ich Masons Station, die Grenz wacht gegen das Maoriland. Wie eine Trugburg liegt das Gehöft über einer Felschlucht, durch die sich tosend und schäumend in scharfer Windung der Mangowaro zwingt.

Ich wurde mit der den Neuseeländern eigenen herzlichen Gastfreundlichkeit aufgenommen. Zu Ehren des wegmüden Wanderers gab die Familie ein Konzert. Mädchen und Männer, die tagsüber mit Melkzuber und Spaten hantiert hatten, kamen nun elegant gekleidet in den Salon und trugen mit vollendetem Können klassische Kammermusik auf Violine, Flöte und Klavier vor. Die Stunden flogen dahin, und es fiel mir schwer, mich am Morgen loszureißen und hart zu bleiben gegen die Bitten der gastlichen Familie, die mich nicht weiterwandern lassen wollte.

In Serpentina stieg ich die Urwaldhänge aufwärts, um ins Hochland zu gelangen. Gegen Mittag erreichte ich das Maoridorf Utuku. Bald brach ich wieder auf und erblickte nach kurzer Wanderung drei Seen im Talgrunde, die von

den Maori als tabu angesehen werden, weil hier einer ihrer großen Häuptlinge gestorben war.

Gegen Abend erreichte ich den Marotouwapah. Zwei Maorifrauen begrüßten mich; die Männer waren alle zu einem Feste nach Putiki gezogen. Da ich sehr müde war und meine Last mich wundgeschauert hatte, blieb ich über Nacht.

Welch ein Kontrast zwischen gestern und heute! Gestern genoß ich im Kreis wohlzogener Europäer alle Annehmlichkeiten und Freuden europäischer Kultur und Zivilisation, und heute saß ich im tiefen Urwald in einer Rindenhütte, in der nackte Kinder, Hunde und Schweine durcheinanderpurzelten und sprangen und in der zwei tatauierte Häuptlingsfrauen in ihrer Weise die Honneurs machten. Aber eines war gestern und heute gleich: die ehrliche Gastfreundschaft, das Bestreben, dem Fremden das Beste und Schönste zu geben, was sie hatten.

Nach dem Mahl spielte ich meinen Gastgeberinnen österreichische Weisen auf der Mundharmonika vor. Das Spiel gefiel der Häuptlingsfrau so gut, daß sie mir kurzweg das Instrument vom Munde nahm.

Bitter bereute ich es, daß ich zu spielen angefangen hatte; denn die ganze Nacht hindurch konzertierte die musikalisch gewordene Häuptlingsfrau zum Steinerweichen. Bei Tagesanbruch, als in der Hütte noch alles in tiefem Schläfe lag, kleidete ich mich leise an und verließ den Pah, um nicht auch hier das lange Abschiednehmen mitmachen zu müssen. Erst nach einer Stunde Marsches erweckten die Strahlen der aufgehenden Sonne das Leben des Waldes.

Als ich die Anhöhe erreicht hatte, lag das Maoridorf Parapara vor mir. Etwa 3 Kilometer weit dehnte sich das von den Maori kultivierte Land, dann begann wieder die Wildnis.

Als ich die sehr steile Höhe des vor mir liegenden Berges erklimmen hatte, brach ich in einen Freudenschrei aus; der Ruapehu lag vor mir!

Wie ein riesenhaftes Königszelt strebt der schneehäuptige Vulkankegel empor aus der weiten, flachen Schale des Beckens von Karioi. Ich ruhte ein wenig, in den Anblick des wunderbaren Bildes versunken.

Der Pfad führte sehr steil abwärts und war oft so schlecht, daß ich bis zu den Hüften im Schlamm einsank. Schließlich erreichte ich eine Brücke und am andern Ufer des Baches eine gute Straße.

Schon brach die Dunkelheit herein, als ich die Mündung des Taiohuru in den Wangaihufluß erreichte. Von hier ging's weiter auf einem schmalen Pfad, bis mich endlich der Lichtschein eines Maoripahs begrüßte.

Obwohl ich sehr müde war, mußte ich nach dem Essen doch noch, der Maorisitte gemäß, einen Schwall von Fragen beantworten.

Ich hielt hier einen Rasttag, denn das viele Waten im Schlamm während des 80 Kilometer langen Marsches hatte mich stark mitgenommen. Am nächsten Morgen setzte ich neu gestärkt meinen Weg nach Murimutu fort. Hier gab's schon wieder Europäer. Maori und Schäfer galoppierten durch die mit Schneegrass bewachsene Hochebene, auf der Tausende von Schafen weideten.

Ein prächtiger Herbstmorgen folgte.

Ich frühstückte zeitig und verließ, von einem Schäfer begleitet, die Station. Wir marschierten etwa 20 Kilometer nach dem Kompaß schnurgerade durch die Ebene. Am „steinigen Flusse“, wo wir Mittagssrast hielten, war ringsum trostlose Wüste.

Da ich vermutete, in Nordosten einen leichteren Aufstieg

zu finden, gingen wir in dieser Richtung weiter. Wir kamen über Lawingänge und ausgetrocknete Wildbachbetten nur langsam vorwärts, da die fußhohe Aschenschicht uns immer bis an die Gelenke einsinken ließ. Schon war es finster, als wir, freudig aufhorchend, in der Nähe das Rauschen eines Baches vernahmen. Wie „bitter“ wurden wir aber enttäuscht! Jeder von uns hatte einen kräftigen Schluck getan, aber ebenso schnell spuckten wir das Wasser wieder aus, da es uns den Mund zusammenzog: Es war eine Maunquelle. Ein freundlicher Willkommgruß des alten Kuapehu!

Da sich mein Begleiter in der Finsternis nicht zurechtfinden konnte, schlug ich vor zu lagern. Er wollte aber noch eine am Fuße des Vulkans Ngauruhoe gelegene Eingeborenenhütte erreichen. So kletterten wir denn in völliger Finsternis weiter und gelangten schließlich zu den Maorihütten. Da wir sie unbewohnt und verschlossen fanden, öffneten wir eine gewaltsam, zündeten Feuer an, aßen und lagen bald in tiefem Schlaf.

Der Morgen war kalt und neblig, so daß mein Begleiter von einem Aufstieg nichts wissen wollte. Bei dieser veränderlichen Jahreszeit konnte ich vielleicht noch eine Weile warten, ehe ich günstigeres Wetter zum Aufstieg fand, und dann war's für dieses Jahr für mich zu spät. Ich nahm daher kurz entschlossen Eispickel, Kompaß, Aneroid, Proviant usw. und verließ allein die Hütte. In südöstlicher Richtung ging's längs eines ziemlich breiten und tiefen Schrun des aufwärts.

Gespensstig und kalt breitete sich das Nebellaken über dem Chaos durcheinandergestürzter und aufeinandergetürmter Felsblöcke.

Weiter oben, als der Nebel zerronnen war, erblickte ich vor mir einen geröllübersäten Kamm, der zu den Schneefeldern aufwärts führte. Ich begann den Aufstieg in nord-

östlicher Richtung, erst über mit loser Asche bedecktes Gelände, dann über den Geröllkamm und schließlich langsam und mühevoll über den Eisgrat bei tüchtigem Gebrauch des Pickels.

Ich verfolgte den Kraterrand in östlicher Richtung. Zur Rechten ragten scharfkantige Felsen aus dem Eise empor, zur Linken gähnte der Kraterabgrund. Wieder ging es einen scharfen, steilen Eisgrat entlang zur eigentlichen Spitze des Ruapehu. Von hier enthüllte sich mir mit jedem Windstoß, der das wogende Wolkenmeer teilte, das seltsame pocken-narbige Antlitz der Nordinsel Neuseelands.

In nächster Nähe gegen Norden ragten die dampfenden Vulkanfische des Tongariromassivs auf mit ihrem höchsten Kegel, dem Ngauruhoe, und unter mir im Südosten blinkte die weite, himmelblaue Fläche des 40 Kilometer langen Tauposees aus üppigem Gelände wie ein Spiegel in grünem Rahmen. Ganz anders das Bild weiter draußen im Nordosten. Hier hatte die fürchterliche Tarawera-Eruption blühendes Land in tote, graue Wüste verwandelt. So weit das Auge reicht, ist Berg und Tal von Schutt und Asche bedeckt. An Stelle mächtiger Urwälder ragen ausgedehnte Gruppen verkohlter Baumstrünke auf, und öde Mauerreste bezeichnen die Stätten, an denen einst zukunftsfreudige Menschen hausten. Gegen Westen änderte sich das Bild. Unabsehbar dehnten sich mächtige Urwälder in allen Abstufungen von Grün über Bergzüge und Ebenen.

Kalter Frostwind erweckte mich aus meiner Versunkenheit. Es war hoch an der Zeit, an den Rückweg zu denken, denn auch der Nebel wurde zusehends dichter und erschwerte mir die Orientierung. Wie ich ein Viertel der Bergeshöhe abgestiegen war, trat ich aus der Nebelmauer in den herrlichsten Sonnenschein. Es dunkelte schon, als ich die Maori-

Hütten erreichte. Tatauierte Maori bieten Hammelkeulen am Lagerfeuer, und Maoriweiber backen Kuchen.

Hier fand ich auch meinen „Führer“ und Begleiter wieder, der sich bis zu den Hütten zurückgezogen hatte. Von diesen Maorihütten hatte ich einen Marsch von 58 Kilometer an einem Tage zurückzulegen. Der Pfad zog sich bis Tokano am Tauposee durch ein breites, farnbewachsenes und mit Bimsstein übersätes Thal.

Als es dunkel geworden war, sah ich in der Ferne ein Licht, auf das ich zuging. Ich gelangte zu einer Maorihütte, bei deren Bewohnern ich mich nach dem Weg zu dem in Tokano befindlichen Gasthaus erkundigte. Die Maori wiesen mir zwar die Richtung, aber es war so finster, daß ich sie verfehlte.

Plötzlich fühlte ich mich am Arme gepackt und zurückgerissen. Als ich mich umwandte, sah ich eine Eingeborene, die mir zurief: „Hot, hot!“ (Heiß, heiß!) Ich war infolge der herrschenden Finsternis auf dem besten Wege — in eine heiße Quelle gewesen! Auf solche Art hatten selbst Eingeborene schon ihr Leben eingebüßt. Das Weib geleitete mich dann nach Tokano.

Unmittelbar an diesen Ausflug schloß sich die Wanderung durch das vulkanische Gebiet. Den Ausgangspunkt bildete Tokano am Tauposee.

Ich begab mich von da aus zuerst in die Ortschaft Taupo und dann weiter ins Thal von Wairakei. Dieses dampft und sprudelt von zahllosen Geisern, deren Anblick ein wunderbares Naturschauspiel gewährt.

Der große Wairakei z. B. sendet von sechs zu sechs Minuten siedendes Wasser bis zu einer Höhe von 9 Meter in die Lüfte; in der Zwischenzeit kann man an den Geiserrand treten und in den dampferfüllten Abgrund schauen. In seiner

Nähe dröhnt unaufhörlich unterirdisches Getöse, das wie das Schlagen eines Dampfhammers klingt. Weiter im Tal liegt der „Versteinerungsgeiser“, in dessen Wasser alle Gegenstände mit einer Sinterschicht überzogen werden. Wir finden dort ferner einen eisenhaltigen schwarzen Geiser und kleine Schlammvulkane, die mit kochendem gelben und rosafarbenen Schlamm erfüllt sind; dann die „Champagnerbowle“, einen Geiser, dessen Wasser aus der Tiefe ununterbrochen perlenden Schaum ausfendet; außerdem einen kleinen, wundervoll tiefblauen See und einen andern kleinen See, aus dessen Grund ununterbrochen dumpfes Schlagen ertönt und dessen Ufer alle zwei Minuten erzittern. \

Von hier wanderte ich durch die weite Raingaroa-Ebene bis Drakei, einem am Waikatofluß gelegenen Maoridorf, wo es wieder heiße Quellen und Geiser gibt.

Weiter ging es über das grasbewachsene Tafelland Tahunatana. Drakeikorako kam in Sicht, ebenfalls ein Maoridorf, das zwei schön geschnitzte Versammlungshäuser besitzt.

Das Dorf liegt am Fuße eines hohen Gebirges; durch das Tal schlängelt sich der Waikatofluß, an dessen beiden Ufern sich Quellen von blauer, gelber und grüner Farbe befinden. In unmittelbarer Nähe des Dorfes liegt ein oval geformter Berg, der aus Hunderten von Löchern ständig stoßweise Dampf ausstößt.

Ich verfolgte den Waikatofluß zwischen hohen Gebirgen bis Ateamuri, von wo aus eine gute Straße durch Gebirgstäler bis Dhinemutu führt. Ich besuchte Whakarewarewa mit seinen Geisern und Sinterterrassen, dann ging es weiter über Waikari, die zerklüftete, sogenannte Erdbebenebene.

Als ich in das Turepatal gelangte, kam der Vulkan Maungakakamea in Sicht, dessen rote, weiße und gelbe Sinter-

schichten weithin glänzten. Dieser Berg ist sehr porös, und seine Besteigung erfordert wegen der Gefahr des Einbrechens große Vorsicht.

Das Waiotaputal ist besonders durch seine vielen kleinen Krater interessant, von denen einige schwarze Wände zeigen, andere mit Schwefelkristallen oder Sinterschichten ausgekleidet sind. Auch Schlammvulkane kommen hier vor, die den heißen Schlamm bis $3\frac{1}{2}$ Meter hoch schleudern.

Über Aschen- und Schlammfelder, das Gelände der fürchterlichen Tarawera-Eruption, ging ich nach Wairoa, dem einst blühenden Badeort am Ufer des Tarawerasees, nahe der Weißen und Rosa Terrasse auf Rotomahana, jener Märchengebilde, die samt dem Ort verschüttet wurden. —

Die Eruption des Tarawera erfolgte am 10. Juni 1886 frühmorgens. Schon einige Monate vorher war eine lebhaftere Tätigkeit der Geiser und Vulkane zu bemerken. Am 10. Juni um $\frac{1}{2}3$ Uhr früh herrschte in Auckland große Bestürzung. In der Stadt, die ungefähr 240 Kilometer vom Eruptionsgebiet entfernt liegt, hörte man gewaltige Detonationen, die wie lebhaftes Artillerief Feuer klangen. Man hielt sie anfänglich für Notsignale eines im Rangitoto-Kanal verunglückten Dampfers, aber bald vermittelten Telegramme die Kunde von der Naturkatastrophe.

In der Nacht vor der Eruption begann der Boden zu zittern. Während des Ausbruchs stiegen aus den Kratern Feuerzungen bis zu 14 Kilometer Höhe auf, und ein Regen von Feuerbällen fiel auf das Land. Die Geiser entfalteten eine ungeheure Energie, der Boden war in ständiger Bewegung, eine Reihe neuer Vulkane öffnete sich, die Dampf, Flammen, Asche, Schlamm und Steine spien.

Wairoa wurde verschüttet, die berühmten Terrassen wurden zerstört, der Rotomahanasee versickerte und verdampfte ganz

lich, und große Erdspalten taten sich auf. Viele Hunderte Menschenleben fielen diesem Wüten der Natur zum Opfer.

Schlamm und Asche lagen noch jetzt, zwei Jahre nach der Eruption, an manchen Stellen über 6 Meter hoch. Das verschüttete Gebiet hat eine Ausdehnung von mehr als 32 Kilometer. An Stelle des mächtigen wunderschönen Tititapu-Urwaldes ragt ein Friedhof kahler, ihrer Rinde und Äste beraubter schwarzer Baumstümpfe auf.

Ich wanderte weiter nach der zerstörten Ortschaft Tititapu. Einige Tage lang durchforschte ich die Umgebung von Ohinemutu am Rotoruasee, dann ging's in der Postkutsche durch den Urwald nach Orford. Über Matamata, eine Musterfarm, wanderte ich weiter nach Te Aroha, wo ich die Bergwerke besichtigte, und kam über Waranganai und Puriri schließlich nach Thames. Auch diesmal stattete ich den Goldfeldern und der vorzüglich eingerichteten Bergwerksschule einen Besuch ab, dann kehrte ich mit dem Dampfer „Enterprise“ nach Auckland zurück.

Am 10. Juni 1888 erreichten wir den Kai gegen 1 Uhr früh. Ich war überrascht, als mich eine altbekannte Stimme anrief: „Halloh, old man, come along to my house!“

Es war mein Freund Grainger, der mich seit 10 Uhr abends erwartet hatte.

Meine letzte Expedition auf Neuseeland war zu Ende. Über 480 Kilometer hatte ich dabei zu Fuß zurückgelegt.

Ihr folgten nur noch kleinere Ausflüge, so im September 1888 und im Januar 1889 nach Papakura südöstlich von Auckland und Hunna (ebenfalls auf der Nordinsel). Meine Arbeit auf Neuseeland war beendet.

Eine Fülle von Sammlungen, einen reichen Schatz an Beobachtungen und Entdeckungen — dieses Geschenk wollte ich meiner lieben Heimat überbringen.

18. Abschied von Neuseeland.

Mit einer Nachschrift des Herausgebers.

Am 20. Februar 1889 verließ ich Auckland. Die letzte Woche war ein Rausch der Freude und des Leides zugleich für mich. Ich erhielt eine Unzahl dankbarer Briefe und eine Dankadresse für die Dienste, die ich der Kolonie geleistet hatte.

Das Scheiden von diesem herrlichen Lande, das mir eine zweite Heimat geworden, und von den vielen treuen Freunden, die ich mir erworben, ergriff mich sehr. Um 5 Uhr nachmittags kam der Dampfer an; bald wehten die weißen Fähnlein des Abschieds in den Lüften als ein letztes Leberwohl! Ich sah noch einen Herrn zum Molo eilen, mit einem Brief für mich in der Hand; aber schon zerschnitt der Dampfer den Spiegel der Bucht. Ich ging bald zu Bett, todmüde von den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage.

Am 25. Februar erreichten wir Sidney. Ich nützte den Aufenthalt zum Besuche der Museen, des zoologischen und botanischen Gartens. Am 2. März ging's weiter; der Ozean war ein unermesslicher, farbenleuchtender See. Nach zwei Tagen kamen wir nach Melbourne, von wo ich am 10. März weiterfuhr.

Ein Verlust, der mir sehr naheging, war auf dieser Strecke zu beklagen. Ich hatte ein paar Kivi und Kakapo mitgenommen, die ich lebend in meine Heimat bringen wollte. Durch die Unachtsamkeit eines Matrosen kam Seewasser in ihre Käfige, und die armen Tiere wurden von Krämpfen befallen und gingen ein. Nur vier der seltenen Brücken-

echsen, ein Maorihuhn, einige Tauben und Enten blieben am Leben.

Am 14. März spät abends erreichten wir den Hafen von Albany. Vom 25. März bis 3. April weilte ich auf Ceylon, dem Wundergarten Asiens, und besichtigte Museen und einige buddhistische Tempel. Die Weiterfahrt erfolgte über Aden, Suez, Port Said und Brindisi. Am 13. April betrat ich in Triest wieder den heimatlichen Boden, und am 15. April 1889 traf ich auf dem Südbahnhof in Wien ein.

Nachschrift des Herausgebers.

Reisheks Bescheidenheit ließ ihn das große Opfer verschweigen, das er seiner Heimat brachte, als er sich entschloß, nach Osterreich zurückzukehren.

Reichtum und einflußreiche Stellung in der Kolonie, die ihm sicher waren, wenn er seine Sammlungen und sein Werk an England verkaufte, lockten ihn nicht — ihn, den nicht einmal das Amt eines friedentiftenden Häuptlings unter seinen Maori gelockt hatte, die er höher achtete als die meisten Europäer. Es ist ein wunderbares Werk der Selbstlosigkeit, ebenso hoch wie seine Forschungsarbeit zu werten, daß er seinem Vaterlande seine Reichtümer hingab, und als es ihm nicht dankte, ohne Groll in die Masse zurücktrat und weiter schuf, ein unentwegter, anspruchsloser Arbeiter, seiner Heimat treu! —

Ich sehe ihn noch lebendig vor mir, den großen, sehnigen Mann mit der hohen, ausdrucksvollen Stirn, der edlen Hakennase und den tiefen, wunderbaren Forscheraugen, wie er mich durch Wiesen und Wälder führte, mir jedes Tier zeigte und von den Lebens- und Naturgeheimnissen zu mir sprach. Er

lehrete mich Tiere und Pflanzen lieben und mit offenen Augen
und Ohren den Rhythmus der Natur erleben.

Ein Reifschel Nahestehender hat sein Wesen in den Strophen
eines Gedichtes gezeichnet:

Unter Gebildeten und Gewandten
war er ein hilfloses Kind.
Die ihn liebten und die ihn kannten,
waren die Tiere, der Wald und der Wind!
Er war ein Baum: in die Erde versunken,
sogen die Wurzeln magische Macht,
hoben das Haupt ihm, ewigkeitsstrunken,
aufwärts in gottnahe Himmelspracht.

Maßstab 1:800000

0 50 100 150 km

Höhen in Metern

Nord-
Insel

Cooki

Süd-
Insel

Insel

Auckland-I.¹⁰⁶

Rose, Enderby-I.
Nordwest-I., Port Ross
Disappointment-I., Sahara-Bai
Monument-I., Crebus-B.
Monument-I., Nordhafen
Adam-I., Hafen

1:625000 0 30 km

Campbell-I.¹⁰⁹

Nordwest-I., Nordost-Inn
M'Hone, Perseverance-Harb.

1:3125000 0 15 km

Östliche Länge 170 von Greenwich

Kartographische Anstalt von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Neuseeland, Südinself

(vgl. auch die Karte Nordinsel am Anfang des Bandes).

Alte Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Fernão de Magalhães, Die erste Weltumsegelung. Bearbeitet von Dr. S. Pflüschke
 Bd. 2 Ulrich Schmidel, Abenteuer in Südamerika. Bearbeitet von Curt Gramer
 Bd. 3 J. Cook, Die Suche nach dem Südpol. Bearbeitet von Dr. S. Pflüschke
 Bd. 4 Peter Kolb, Zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Bearbeitet von Dr. P. Hermann
 Bd. 5 Christoph Kolumbus, Die Entdeckg. Amerikas. Bearb. v. Dr. S. Pflüschke
 Bd. 6 Kapitän Phillip, Gründung der Strafkolonie Sydney. Bearbeitet von Dr. A. Pflüschke
 Bd. 7 Carl Friedrich Behrens, Der wohlversuchte Südpol. Reise um d. Welt 1721/22. Bearb. v. Dr. S. Pflüschke
 Bd. 8 Hans Egede, Die Erforschung von Grönld. Bearb. v. Dr. M. Heydrich
 Bd. 9 Hernando Cortes, Die Eroberung v. Mexiko. Bearb. v. Dr. S. G. Bonte

- Bd. 10 Francis Drake, Als Freibeuter in Spanisch-Amerika. Bearbeitet von Dr. S. Pflüschke
 Bd. 11 Marco Polo, Am Hofe des Großkhan. Reisen in Hochasien u. China. Bearbeitet von Dr. A. Herrmann
 Bd. 12 Nungo Park, Vom Gambia zum Niger. Bearb. von Dr. P. Hermann
 Bd. 13 Vasco da Gama, Der Weg nach Ostindien. Bearb. v. Dr. S. Pflüschke
 Bd. 14 Francisco Pizarro, Der Sturz des Inkareichs. Bearb. v. Dr. S. G. Bonte
 Bd. 15 John Smith, Unter den Indianern Virginlens. Bearbeitet von Dr. S. G. Bonte
 Bd. 16 Georg Wilhelm Steller, Von Kamtschatka nach Amerika. Bearbeitet von Dr. M. Heydrich
 Bd. 17 Herodot, Reisen und Forschungen in Afrika. Bearb. von Dr. S. Treidler
 Bd. 18 Lactius, Germania. Bearbeitet von Dr. S. Pflüschke

Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Sven Hedin, Abenteuer in Tibet
 Bd. 2 Sven Hedin, Transhimalaja
 Bd. 3 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch)
 Bd. 4 Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika
 Bd. 5 S. M. Stanley, Wie ich Livingstone fand
 Bd. 6 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten)
 Bd. 7 Sven Hedin, Durch Afriens Wüsten
 Bd. 8 Sven Hedin, Zu Land nach Indien
 Bd. 9 H. E. Nordenstjöld, Umseglung Afriens und Europas
 Bd. 10 S. M. Stanley, Im dunkelsten Afrika
 Bd. 11 Georg Wegener, Erinnerungen eines Weltreisenden
 Bd. 12 Gustav Nachtigal, Sahara u. Sudan
 Bd. 13 Ernest Shackleton, Im sechsten Erdteil
 Bd. 14 Walter v. Rummel, Sonnenländer
 Bd. 15 W. S. Gilder, Untergang der Jeannette-Expedition
 Bd. 16 Elatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan
 Bd. 17 Einar Mikkelsen, Ein art. Robinson
 Bd. 18 S. M. Stanley, Mein erster Weg zum Kongo [in Innerafrika]
 Bd. 19 Sven Hedin, General Prichewassilj
 Bd. 20 Sven Hedin, Meine erste Reise

- Bd. 21 S. M. Stanley, Auf dem Kongo bis zur Mündung
 Bd. 22 Henry S. Landor, Aufverbot. Wegen
 Bd. 23 Sven Hedin, An der Schwelle Innerafriens
 Bd. 24 Otto Sverdrup, Neues Land
 Bd. 25 Hans Meyer, Hochtouren im tropischen Afrika [am Südpol]
 Bd. 26 Douglas Rawson, Leben und Tod
 Bd. 27 Arthur Berger, Auf den Inseln des ewigen Frühlings
 Bd. 28 Vilhjalmur Stefansson, Jäger des hohen Nordens [Rothäuten]
 Bd. 29 Prinz Nag zu Wied, Unter den
 Bd. 30 Emil Holub, Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas
 Bd. 31 E. V. Manassa, Die letzten wilden Indianer der Pampa
 Bd. 32 Hans Meyer, Hochtouren im tropischen Amerika
 Bd. 33 Admar W. Admors, Die Wallfahrt zum Wahren Jakob
 Bd. 34 Wilhelm Junker, Bei meinen Freunden den Menschenfressern
 Bd. 35 H. v. Foller, Unter Javas Sonne
 Bd. 36 Pflüschke Berges, Wunder der Erde
 Bd. 37 Alexander v. Humboldt, In Südamerika
 Bd. 38 Andreas Reischel, Sterbende Welt

Jeder Band enthält 160 Seiten Text, etwa 30 Abbildungen und 2 Karten, ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich / Beide Sammlungen werden fortgesetzt
 Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos

Verlag S. A. Brockhaus / Leipzig



